The image features a dark, textured background, possibly a book cover or endpaper. A vertical white line runs down the left side, and a small, light-colored circular object is positioned near the top center. The text "[Ausgrenzung]" is printed in a white, italicized font at the bottom left.

[Ausgrenzung]

- 5** *Krise als Fernsehprogramm*
- 7** *Rostock-Lichtenhagen /
Filmrezension zu „Wir sind jung. Wir sind stark.“*
- 9** *Leidenswert.*
- 12** *Über die industrielle Revolution -
und ihre menschlichen Abfallprodukte*
- 17** *Vor dem Gesetz*
- 18** *Barbarisches Asyl*
- 20** *Über die Ausgrenzung der Ausgegrenzten-
Eine Deutung der Pegida-Bewegung*
- 22** *Europa Endlos*
- 24** *Der neue Mitbewohner*
- 27** *Die Aborigines*
- 28** *Die Außenseiter*
- 30** *„Über die Amis am Golf und was wir davon haben“*
- 35** *Der Karlshof also Prestigeobjekt*
- 38** *Ausgrenzung des absolut Bösen aus dem Fußball*
- 40** *TUCaN frisst Studierende*
- 42** *Ringvorlesung Kritische Theorie*
- 43** *“Es können auch Fächer sterben” oder:
Ausgrenzung mal anders*
- 46** *Kontakt, Impressum*

Vorwort zu dieser Ausgabe

Dass Ausgrenzung etwas unangenehmes ist, darin ist man sich allgemein einig. Deshalb wird keine Mühe gescheut, sie da wo sie auftritt in schöne Worte zu kleiden, ihre Notwendigkeit zu propagieren oder sie schlichtweg zu verleugnen. Überfremdung heißt dann Überforderung, das Konkurrenzverhältnis wird zur Natur des Menschen und Antisemitismus gibt es sowieso nicht. Der Ausgrenzung so zu begegnen ist bequem, sie sichtbar zu machen weder leicht noch populär. Gerade deshalb sahen wir es als sinnvoll an, sich ihr mit einer Ausgabe des Lesezeichens zu widmen.

Spezifischer wollten wir uns Formen der Ausgrenzung widmen, die sich auf der Ebene zwischenmenschlicher Beziehungen finden lässt, weiter auf der Ebene universitärer Strukturen bis hin zu Erwägungen über die moderne Gesellschaft. Wir wollten also in Form verschiedener Artikel einen Gedankengang vom Besonderen hin zum Allgemeinen vollziehen. Es wäre vergebens zu behaupten, dass uns dieser Gang gelungen sei. Dennoch konnten wir ein breites Spektrum an Artikeln versammeln, die sich aus den verschiedensten Blickwinkeln mit dem Problem der Ausgrenzung beschäftigen. Sachlich, lyrisch, literarisch, mal ernst – mal weniger ernst.

Zwar war uns bei Entstehungsbeginn dieser Ausgabe „die Flüchtlingskrise“ bereits durchaus präsent und es sind Artikel entstanden, die sich diesem Thema gewidmet haben, doch stand es inhaltlich nicht gänzlich im Mittelpunkt unserer Arbeit.

An dieser Stelle könnte man eine Zäsur einfügen. Eine gedankliche Zäsur, einen zeitlichen Einschnitt, ein Ereignis. Man könnte sagen: Und dann kamen plötzlich - die Flüchtlinge. Der Beginn der „akuten Flüchtlingskrise“ könnte auf den Tag datiert werden, als vermehrt Flüchtlinge die Grenze nach Deutschland passierten. Denn anfangs gab es kein akutes gemeinschaftlich-europäisches Problem und erst recht kein deutsches Problem, da das sogenannte Dublin-Verfahren, ein Übereinkommen der Europäischen Gemeinschaft, dafür sorgt(e), dass das Asyl-

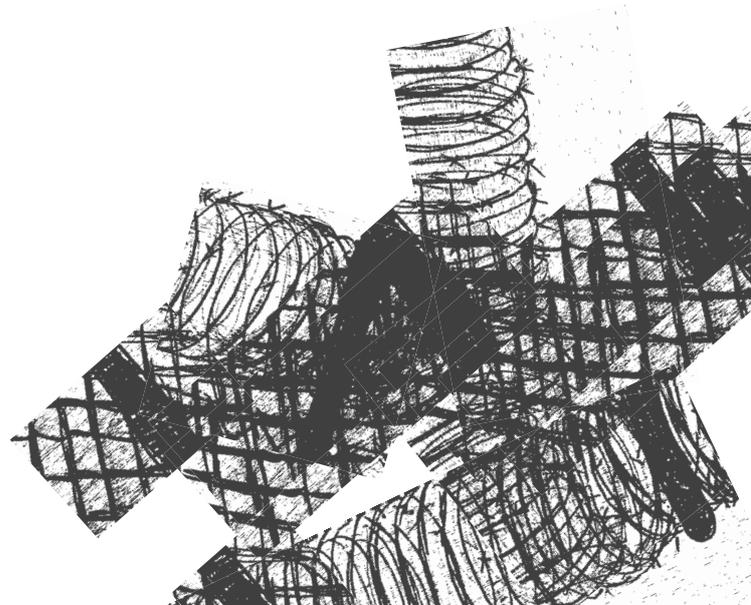
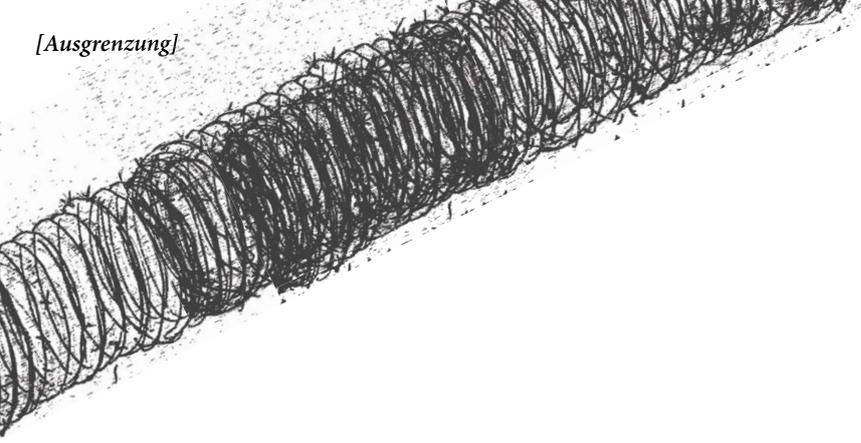
verfahren in dem Staat aufgenommen werden muss, in welches die/der Asylbeantragende zuerst eingereist ist. Somit waren seit Jahren die Staaten an den Außengrenzen der Europäischen Gemeinschaft vor Probleme und Aufgaben gestellt, die Mitteleuropa nicht unmittelbar betroffen haben. Frontex, eine Grenzschutzagentur zur Sicherung dieser Außengrenzen, sollte illegale Einwanderung eindämmen.

Die aktuell exorbitante Präsenz der „Flüchtlingskrise“ in den Medien suggeriert kontinuierlich ein Problem, welches scheinbar aus dem Nichts kam und zu Überforderung auf allen Ebenen führt. Es fehlt an Unterbringungsmöglichkeiten, an Personal, an medizinischer Versorgung und die Politik verhält sich, als sei sie wortwörtlich von dieser Herausforderung überrannt worden. Doch titelt die ZEIT am 08.11.2015: „Bundesregierung erfuhr früh von hohen Flüchtlingszahlen“. Frontex hatte bereits im März mit deutlich steigenden Flüchtlingszahlen gerechnet und diese Informationen weitergegeben. Die Asylsuchenden schließlich haben zum Teil Jahre auf ihrer Flucht nach Europa zugebracht. So kann kaum von einem Überraschungseffekt gesprochen werden, der die unzumutbaren Zustände im Umgang mit den ankommenden Menschen auch nur ansatzweise entschuldigen könnte.

Ein weiterer Gedanke, der diese Ausgabe des Lesezeichens durchzieht, ist der, dass Ausgrenzung nicht bloß auf einer (momentan) offensichtlichen politischen Ebene geschieht, sondern dauerhaft in den Banalitäten des Alltags präsent ist. Deshalb versuchen einige Artikel diese durch die pointierte Darstellung alltäglicher Situationen zum Ausdruck zu bringen. Wenn durch die verschiedenen Artikel der geringste Zusammenhang zwischen diesen Ebenen ersichtlich wird, wenn die Lektüre unserer Artikel einigen Leser_innen dazu verhilft, Ausgrenzungsmechanismen besser zu erkennen, haben wir einen kleinen Teil unseres Anspruchs erfüllt.

Wir hoffen auf reges Interesse.

Eure Redaktion



Krise als Fernsehprogramm

-von Viet-Anh Nguyen Duc

Als vor einigen Monaten, irgendwann Ende Juli, die Debatte um die europäische Währungskrise und insbesondere die Situation um Griechenland drohte, die Öffentlichkeit derbe zu langweilen, weil nun die Phase der spektakulären Protestaktionen offenbar in eine Phase des nüchternen Reformierens übergegangen war, rückten die Medien, im Grunde genommen die aufkommende Langeweile der Öffentlichkeit eingedenk, immer mehr und mehr die menschenunwürdige Situation der Flüchtlinge in den Fokus ihre Berichterstattungen. Tag für Tag wurde die Öffentlichkeit mit viel Bildmaterial und Kommentaren zur Flüchtlingsthematik versorgt und es sollte nicht mehr lange dauern, bis eines Tages die Rede von einer Flüchtlingskrise die Runde machte. Plötzlich war sie da, die Flüchtlingskrise. Damit rückte die Schuldenkrise in den Hintergrund und ein neues Spektakel ersetzte das alte. Fast wirkte es schon so als hätte man aus Langeweile den Fernsehkanal gewechselt und auf einmal sah man nun Flüchtlinge auf dem Bildschirm.

Deutsche ZuschauerInnen waren nun mit einem ihnen völlig unbekanntem Szenario konfrontiert, einem völlig anderem Fernsehprogramm, das nicht nur mit einer neuen Personenbesetzung und einer ungewohnten Hintergrundkulisse einherging, sondern auch eine andere Art des Rezipierens und Hinschauens erforderte. Standen bei der Schuldenkrise noch charismatische und darum sehr greifbare Gestalten wie Yanis Varoufakis auf der Bühne des Weltgeschehens, den man entweder als eine Art Held in letzter Sekunde abfeiern oder als die Inkarnation des diplomatischen Schmarotzertums verurteilen konnte (der Griechenland es ermöglichen würde, weiter ihr „verantwortungsloses“ Spiel mit der Geduld deutscher Steuerzahler fortzusetzen), so waren es nun mehr diffuse, verängstigte, auf kleine von Rost durchsetzte Fischersboote gepresste oder im Inneren von Zugwagons zusammengequetschte Menschenmassen aus weniger vertrauten Lebenswelten, die sich trotz fehlender Charismatik oder hervorstechender Persönlichkeiten tief in das Gedächtnis einer erschrockenen Öffentlichkeit einbrennen würden. Es war nicht weiter nötig, sich an einzelne Gesichter zu erinnern. Es war auch nicht nötig, Namen zu kennen. Allein die abstrakte Bezeichnung „Flüchtling“ genügte, um ein Kollektiv zu benennen, an dessen Schicksal nun mehr und mehr Menschen aus Europa mit Teilnahme verfolgten.

Gerade für die Jüngeren im Publikum war es einfach unvorstellbar, dass Menschen derart ihr Leben riskieren würden, um in ein sicheres Land nach Europa zu kommen. Erschrocken zeigten sich Viele, wenn sie sahen, wie flüchtende Menschen hilflos und ohnmächtig den Launen des Wetters im Meer oder der Willkür undemokratischer Herrscher auf dem Festland ausgeliefert waren. Nicht alle Flüchtlinge sollten ihre Flucht überstehen. Tau-

sende ließen ihr Leben im Meer. Das empörte. Wo war die Hilfe geblieben? Man hoffte jedenfalls auf die Besserung ihrer Situation. Menschen sollten in Würde leben. Aber war dies der Fall? Besonders die Symbolik der grausamen Stacheldrahtzäune in Ungarn, die reflexartig aufgestellt worden waren, um in der Sprache der Feindseligkeit den immer stärker werdenden Zustrom aus Menschenmassen zu blockieren, erweckte jedenfalls den Eindruck, als sei Europa nun endgültig in eine erneute Phase aufkommender Barbarei getreten.

Verspätete Politik

Auf diese Situation war die deutsche Regierung unvorbereitet. Unfähig, die Situation in den Griff zu bekommen, überließ sie das Schicksal vieler Geflüchteter dem Zufall. Dabei hätte die deutsche Regierung bereits frühzeitig auf die Situation der Flüchtlinge reagieren können.

Warnungen von Menschenrechtsorganisationen und Flüchtlingsinitiativen wie Amnesty International oder Pro-Asyl hätten einen früheren „Paradigmenwechsel“ in der Flüchtlingspolitik veranlassen müssen. Dass die Situation der Flüchtlinge allein schon aus der Perspektive der Menschenrechte nicht akzeptiert werden konnte, war schon lange bekannt. Und dass im August der Zufluss an Flüchtlingen enorm anwachsen würde, nachdem insbesondere den syrischen Flüchtlingen ein Bleiberecht zugesichert wurde, war vorhersehbar. Aber anstatt hier vorausschauend Maßnahmen zu ergreifen, erwies sich die deutsche Regierung als handlungsunfähig. Ein strukturelles Problem, das solidarisches Handeln auf politischer Ebene erschwerte, schien hier sichtbar zu werden. Offenbar gab es grundsätzlich auch ein Unbehagen, Solidarität nach außen hin auszustrahlen, da dies den Flüchtlingszustrom hätte vergrößern können. So befürchteten neoliberal Denkende durch die Integration „unausgebildeter Flüchtlinge“ starke Wettbewerbsnachteile für Deutschland und antizipierten eine damit einhergehende Krise des deutschen Sozialstaates [1]. Den Flüchtlingen wurde dadurch, ähnlich nun wie bei den Griechen, implizit ein Schmarotzertum unterstellt. Oder man sprach sich für die Flüchtlinge aus, weil in ihnen das Potential gesehen wurde, das Alterungsproblem zu beheben: Die Flüchtlinge könnten der Vergreisung der deutschen Bevölkerung entgegenwirken. Denn Flüchtlinge – dies könnte eine weitere implizite Unterstellung sein – vermehren sich schneller als der deutsche, vergreisende Durchschnitt und bringen somit viele junge Menschen bzw. „Humankapital“ in die BRD. Das würde in letzter Konsequenz die deutsche Wirtschaft stärken. Aus einer solchen Perspektive würde es am Ende dann immer darum gehen, ob die Flüchtlinge sich in letzter Konsequenz ökonomisch verwerten lassen oder nicht. Man betrachtet die Flüchtlinge somit in Kategorien des Brauchbaren, der Nützlichkeit, so wie dies in der Regel bei Werkzeugen getan wird. Damit werden die Flüchtlinge instrumentali-

siert und die Flüchtlingskrise wird für wirtschaftspolitische Kalküle missbraucht. Solidarität aber meint etwas anderes.

Aus den Kommunen jedenfalls verbreitete sich schnell die Nachricht der Überlastungen. Für Flüchtlinge fand man zu wenig Raum und zu wenig eingestellte HelferInnen. Es fehlte an Geldern und Mitteln, um dem Zuwachs der Flüchtlinge entgegen zu kommen. Diese Überlastung wurde dann zunehmend als die Folge eines Verteilungsproblems interpretiert, da Flüchtlinge primär in Deutschland Asyl suchten. Die Verteilungsgerechtigkeit innerhalb der EU spielte in der Debatte damit eine wesentliche Rolle. Deutschland hoffte auf eine Flüchtlingsquote.

Das Bild, welches sich im August und September abzeichnete, war sehr ambivalent. Einerseits bemühten sich hier viele ehrenamtlich arbeitende BürgerInnen um die Besserung der Situation der Flüchtlinge in Deutschland. Das kam der deutschen Regierung sehr entgegen, denn sie konnte ihre strukturellen Defizite durch den Verweis auf ihre vorbildlichen BürgerInnen verdecken. Somit war das Schicksal vieler Flüchtlinge auf die Güte freiwillig arbeitender Menschen angewiesen. Neben solchen Tätigkeiten verbreitete sich in Deutschland aber auch international der Ruf einer Willkommenskultur. Viele Menschen beteiligten sich an solchen Willkommensaktionen um ihren guten Willen zu demonstrieren. Dass diese Aktionen oftmals einen sehr peinlichen Eventcharakter hatten, in der gutwillige Deutsche sich an ihrer eigenen Güte erfreuen konnten, oftmals in Begleitung mit erbaulichen Reden von BürgermeisterInnen, gefolgt von Spendenaktionen, die, wie Georg Seeßlen spöttisch anmerkte, einer „Entsorgung von Wohlstandsmüll“ gleichkamen, und Buschtrommel-Musik, die eher als eine Form zurück-gespiegelter Selbsttherapie zu deuten waren, soll hier nur nebenbei erwähnt werden.

Neben diese mehr oder weniger glücklich-inszenierten Versuchen, Offenheit und Solidarität zu demonstrieren, vermehrten sich auch Anschläge von rechtsradikalen Urwohnern, die meinten hier und da Flüchtlingsunterkünften in Brand stecken zu müssen, damit die deutschen Obdachlosen und deutschen Kitas nicht vernachlässigt werden (wie zum Beispiel einer der Fackelträger der Gruppe 444 in Trier argumentierte).

Flüchtlingskrise als Krise der Nationalstaaten

Der Flüchtlingskrise kann nur durch internationale Kooperation begegnet werden. Solange die verschiedenen Nationalstaaten in kleine Interessengemeinschaften zerfallen, die sich wechselseitig die Flüchtlinge zuschieben, weil Solidarität Geld und Anstrengung kostet, können humane Krisen nicht human „beheben“ werden. Europa wird aufgrund der strategisch handelnden Nationalstaaten zu einem Labyrinth für Hilfe-Suchende: Mal schließen hier die Grenzen, dort öffnen sie sich, je nach Lust und Laune der Herrschenden (hierauf nimmt die Satirezeitschrift „Titanic“ ironisch Bezug). Wir selbst in Deutschland können beobachten, wie sehr das Schicksal vieler Flüchtlinge völlig der Laune der deutschen Bevölkerung ausgeliefert sind. War im August, als die Flüchtlingskrise akut wurde, die

Stimmung noch heiter und offen, so zeigt sich die Öffentlichkeit jetzt mit dem Einbruch des Winters überfordert und angestrengt. Fast so als wäre Deutschland selbst ein Opfer seiner eigenen Soldarität geworden (und die Flüchtlingshilfe auf 1 Mrd zu erhöhen ist im Vergleich zu den 8 Mrd Euro, die den deutschen Opfern des Hochwassers in Passau zu Gute kamen, lächerlich gering). Zur Zeit ist noch kaum was von einer deutschen Willkommenskultur wahrzunehmen, ganz im Gegenteil. CDU und CSU diskutieren über deutsche Grenzzäune, während Pegida und AfD zunehmend an Einfluss in der Politik gewinnen. Wie war ein solches Umschlagen möglich? Offenbar, weil ein subtiler, weit verbreiteter Rassismus in der Bevölkerung schon lange bereits vorhanden ist, der sich jetzt schrittweise teils verdeckt, teils im Offenen kultiviert. Es beginnt einfach damit, dass der Bundesinnenminister Thomas de Maizière mit dem Ernst eines seriösen Mannes, der keine Späße macht, in Interviews davon spricht, dass Flüchtlingstoiletten nicht immer die saubersten sind, und dass jemand mal drüber schauen muss. Dies bewirkt bei manchen Leuten eine Angst vor Flüchtlingen, und man glaubt, es sei nötig, diesen „Flüchtlingen“, dieser unzivilisierten Bande, erst einmal beizubringen, was Hygiene bedeutet. Sowa kommt in einer rassistisch denkenden Bevölkerung gut an. Dass es hierbei um Menschenrechte geht, also darum, schutzsuchenden Menschen Asyl zu gewähren, gerät dabei bei solchen Aktionen schnell in den Hintergrund.

Vielleicht könnte man dieser Flüchtlingskrise, die soldarisches Handeln unmöglich macht, dadurch beheben, dass man versucht auf internationaler Ebene den Geflüchteten eine demokratische Stimme zuzubilligen [2]. Zur Zeit können sie sich an keiner Demokratie beteiligen, weil sie zu keiner Nation wirklich gehören, sie bleiben damit bloße Objekte. Auf internationaler Ebene könnte die Flüchtlingskrise demokratischer und solidarischer verhandelt werden, wenn Flüchtlinge mitreden können.

[1] <http://www.welt.de/debatte/kommentare/article144954231/Was-hilft-Fluechtlingen-am-besten-Der-Neoliberalismus.html>

[2] <http://fluechtlingsforschung.net/grenzen-der-demokratie-eine-kritische-perspektive-auf-die-mediendebatte-zu-fluechtlingen>

Rostock-Lichtenhagen und Filmrezension „Wir sind jung. Wir sind stark“

-von Viet-Anh Nguyen Duc

Angesichts der gegenwärtigen Lage, bei der die Angriffe auf unschuldige Flüchtlinge oder Flüchtlingssympathisanten offenbar kein Ende nehmen und die Brandanschläge auf Flüchtlingsunterkünfte traurigerweise sich zu häufen scheinen, während der rechte Mob hier und da lauthalsig seine fremdenfeindlichen Parolen durch die Gassen schreit und gelegentlich rotzfrech Galgen in das Sichtfeld der Medien hinausstreckt, könnte es sinnvoll sein, sich von der Illusion zu befreien, Deutschland sei ein offenes und solidarisches Land, das vor jedem Verstoß gegen die Würde des Menschen gewappnet wäre. Rechte Bewegungen wie Pegida und AfD sind auf dem Vormarsch! Und ein gut verbreiteter völkischer Nationalismus deckt ihnen den Rücken...

Aber das ist noch nicht alles. Gerade viele junge, aufgeschlossene Menschen, die in Deutschland gut behütet aufgewachsen sind, zeigen sich über die gegenwärtige Lage, allein was die Flüchtlingskrise betrifft, verwundert und manche unter ihnen meinen schon, das Deutschland, in dem sie Leben, nicht mehr wiedererkennen zu können. Denn nicht nur die rechten Bewegungen, die im Lande allmählich wieder Einfluss im öffentlichen Geschehen gewinnen, erschrecken und erregen Besorgnis. Es ist auch die Unfähigkeit der Politik, ihre permanente Kurzsichtigkeit und ihre strukturellen Schwächen bezüglich der Einlösung von Solidarität, sowohl auf nationaler als auch auf internationaler Ebene, die bei vielen Menschen den Eindruck erweckt, als liege das Schicksal der Flüchtlinge in den Händen höherer Mächte, als seien es nicht die Menschen, die darüber bestimmen, ob Menschen in Würde leben, sondern der Zufall.

Aber warum sich wundern? Warum sich plötzlich empören, so als sei vorher alles in Ordnung gewesen? Ein Blick in die Geschichte der deutschen Bundesrepublik könnte hier ernüchternd wirken. Denn brennende Unterkünfte von „fremden“ Menschen, randalierendes Urvolk mit rassistischer Gesinnung und eine hilflos zuschauende Regierung, die die Schutzbedürftigen in den entscheidenden Situationen im Stich lässt, hat es auch damals in der BRD gegeben, als sie im Begriff war, mit der Euphorie der Wiedervereinigung eine neue Geschichte zu beginnen, die die Altlasten der nationalsozialistischen Vergangenheit abschütteln sollte.

Die ersten aufsehenerregenden Ausschreitungen erfolgten schon nur wenige Jahre nach der deutschen Wiedervereinigung, also Anfang der 90er. Auch hier, vergleichbar mit der jetzigen Situation, waren die Betroffenen „Fremde“, also Menschen, die anders aussahen und sich mit einer anderen Sprache verständigten und wurden, weil sie fremd waren, zur Zielschiebe eines sich offen ar-

tikulierenden Rassismus. Unzufriedene Deutsche wurden bei ihrer Suche nach Sündenböcken schnell fündig. Nur hießen diese „Fremde“ damals nicht „Flüchtlinge“, sondern sie wurden „Ausländer“ genannt (obwohl auch Flüchtlinge unter ihnen waren).

Ähnlich wie heute, ging es auch damals in der Politik um die Asylrechtsfrage, die sich bald zu einer der hitzigsten Debatten dieser Zeit entwickeln würde. Dabei griffen CDU und CSU die ausländerfeindliche Stimmung in der deutschen Bevölkerung auf, indem sie ihre Kampagnen unter das Motto „Asylbetrug“ durch „Wirtschaftsflüchtlinge“ stellte, mit dem Ziel, das Grundrecht auf Asyl einzuschränken, was bei SPD, FDP und Grüne auf Ablehnung stieß. Während in der Politik und in den Medien heftigst um die Frage gestritten wurde, wie die Asylproblematik angegangen werden sollte, begannen bereits im Sommer 1991 erste rassistisch motivierte Ausschreitungen im sächsischen Hoyerswerda, bei denen Neonazis, Anwohner und hasserfüllte Arbeitskollegen, die noch zuvor mit den „Ausländern“ arbeiteten, gemeinsam Steine und Molow-Cocktails auf Vertragsarbeiterwohnheime und Flüchtlingswohnheime warfen. Die Polizei, offenbar selbst mit Ressentiments belastet, schaute dabei zu, wie die VertragsarbeiterInnen aus verschiedensten Ländern (Vietnam, Rumänien, Ghana, Iran, Bangladesch) hilflos den Angriffen ausgeliefert waren. Später in der Nacht konnten die Opfer des Angriffes dann „evakuiert“ werden, und das bedeutete: Sie wurden mit Bussen in andere Regionen transportiert und dann, ohne viel bürokratischen Aufwand, kompromisslos in ihre Heimatländer abgeschoben. Dieses Ereignis sollte nicht das letzte sein. Auch in anderen Orten wiederholte sich dieses entsetzliche Szenario.

Ausschreitungen in Rostock-Lichtenhagen: „Deutschland den Deutschen, Ausländer raus“!

Mit den Ausschreitungen in Rostock-Lichtenhagen im August des Jahres 1992 erreichte der rechte Protest seinen Höhepunkt. Das erschreckende bei diesen Ausschreitungen bestand darin, dass nicht nur der rechte Rand an diesem rassistischen Ereignis teilnahm, sondern auch viele Menschen aus der Mitte der Bevölkerung. Einige hundert Neonazis kamen überall aus Deutschland angereist, um ihren Hass gegenüber „Ausländern“ frei auszuleben. Wie im bereits erwähnten Hoyerswerda wurde ein Wohnheim von VertragsarbeiterInnen zunächst mit Steinen beschmissen, dann mit Molotow-Cocktails in Brand gesetzt. Dies geschah unter applaudierendem Beifall der Schaulustigen (ca. 3000), die teilweise selbst aktiv in das Geschehen eingriffen, indem sie später, als das Haus brannte, die Feuerwehr blockierten. Der Brand konnte somit nicht gestoppt werden. Die Polizei war gegenüber der wütenden Bevölkerung völlig ohnmächtig und zog sich,

als es Verletzte gab, zurück. Das Einzige, was der Polizei gelang, war die Festnahme junger AntifaschistInnen, die auch überall aus Deutschland gekommen waren, um gegen die Neonazis anzukämpfen. Damit waren die Bewohner des Hauses schutzlos den Angriffen der Rassisten ausgesetzt und mussten, da das Haus unten brannte, oben aufs Dach fliehen. Erst nach einigen Stunden konnte die Feuerwehr das Haus löschen, als ein Wasserwerfer von der Polizei eingesetzt wurde, um die Bevölkerung, die absichtlich den Feuerwehrwagen blockierten, zu entfernen. Die VertragsarbeiterInnen konnten dann alle gerettet werden und wurden dann mit einem Bus an einen anderen Ort transportiert.

Lehrreich für heute bei diesen rechten Bewegungen ist nun folgendes: Die Wut der Bevölkerung richtete sich, wie man heute auch in Dokus sehen kann, auf die Roma-Flüchtlinge. So fiel oft das Argument, man sei nicht ausländerfeindlich, sondern hätte nur etwas gegen die Roma-Flüchtlinge. Die Vietnamesen, oft „Fidschi“ genannt, seien dagegen in Ordnung. Dennoch richtete sich die ganze Wut der Einwohner auf das Haus, in dem etwa 300 VietnamesInnen untergebracht waren. Dies zeigt, wie sehr die Selektion zwischen „guten“ und „schlechten“ Ausländern doch nur ein Vorwand ist, um Fremde im Allgemeinen zu beseitigen. Ist das heute anders? Man denke an die vielen Unterscheidungen, die im Umlauf sind: Wirtschaftsflüchtlinge vs. Kriegsflüchtlinge, AsylbewerberInnen mit Bleibechancen vs. diejenigen ohne Chancen bzw. kriminellen „Ausländer“ etc. Könnte es sein, dass diese politisch wirksamen Unterscheidungen in Wahrheit nur einen völkischen Fremdenhass verdecken? Der völkische Hass in den 90ern, der sich bloß auf eine bestimmte ethnische Gruppe bezog, wurde jedenfalls schnell zum Hass gegen alle „Fremde“. So lauteten auch die Parolen: „Deutschland den Deutschen, Ausländer raus!“.

Kleine Filmkritik zu „Wir sind jung. Wir sind stark“

Anfang des Jahres 2015 kam nun ein neuer Film unter der Regie von Burhan Qurbani in die deutschen Kinos, welches die Ausschreitungen in Rostock-Lichtenhagen zum Thema hatte. Gezeigt wurde dabei einerseits eine kleine, jugendliche Clique, die mit rechten Ansichten und Parolen sympathisiert und andererseits eine junge, bereits sehr emanzipierte Vietnamesin, die sich allmählich von der vietnamesischen Kultur abzugrenzen sucht und somit auf kleinere Konflikte mit ihren vietnamesischen MitbewohnerInnen im sogenannten „Sonnenblumenhaus“ stößt. Es wird dabei die Stimmung geschildert, die beiden verschiedenen Gruppen zu Grunde liegen.

Da ich selbst aufgrund meiner vietnamesischen Eltern mit der Situation der Vietnamesen in der Zeit der 90er Jahre vertraut bin, möchte ich im Folgenden meine Eindrücke zum Film schildern.

Als ich den Trailer zu „Wir sind jung, wir sind stark“ sah, hatte ich die Befürchtung, dass das historische Material vergewaltigt werden würde. Oft ist es so, dass das historische Material vom RegisseurInnen so uminterpretiert wird, dass es schließlich dem Publikum „gefällt“; der Film

soll nicht langweilen, aber auch nicht allzu anstrengend sein. Ein gutes Beispiel hierfür ist vermutlich die Disney-Inszenierung von Pocahontas: Die reale Pocahontas wurde damals von den britischen Kolonialisten, um Druck auf die einheimischen Stämme zu machen, entführt und vermutlich wurde sie dabei vergewaltigt. Diese tragische Geschichte wurde von Disney dann in eine romantische Liebesgeschichte verzaubert: Pocahontas verliebte sich in John Smith, dem sie das Leben rettete, daraus resultierte dann eine kleine Disney-Romanze inmitten der Hochzeit der Kolonialisierung. Dieses Geschehen wurde dann in harte rassistische Stereotype von native americans wie „edle Wilde“, „eins mit der Natur“ gewickelt und in Form eines Musicals präsentiert, woran sich Kinder aus aller Welt noch heute erfreuen.

Ähnliches vermutete ich nun auch bei „Wir sind jung. Wir sind stark“, als ich sah, wie zwei Hände sich romantisch berührten, während im Hintergrund das VertragsarbeiterInnenhaus abfackelte. Hat sich der Regisseur eine kleine Liebesgeschichte zwischen einem Deutschen (vielleicht sogar mit Freunden aus der rechten Szene) und einer vietnamesischen Fabrikarbeiterin ausgedacht? Würde dann der Deutsche in die Rolle des „Retters“ geraten, der die Vietnamesin aus dem Haus rettet, sodass sie sich in ihn vor dem Hintergrund des in Flammen stehenden Wohnhauses verliebt? Nur um dem Klischee der „Liebe auf den ersten Blick“ zu entsprechen?

Als ich mir den Film dann ganz anschaute, wurden meine Vermutungen widerlegt. Der Film war nicht ganz so schrecklich, er war aber auch nicht gut. Dafür gibt es mehrere Gründe. Die Protagonisten, die zur „ausländerfeindlichen“ Jugendclique gehörten, wechselten irgendwie mitten im Film sprunghaft ihren Charakter, was sehr unglaubwürdig wirkte. Plötzlich war aus einem schüchternen Sohn aus dem Bürgertum ein radikaler Randalierer geworden, nur weil er mit den falschen Freunden in Kontakt geriet und vielleicht auch, weil seine Eltern geschieden waren. Warum es so viele rassistische Anwohner gab, blieb ungeklärt. Der Vater-Sohn-Konflikt (ein weiterer Strang des Films), der dem Film eine tiefere, vielleicht sogar symbolische Funktion geben sollte, blieb ziemlich substanzlos und unbedeutend. Er sollte vermutlich nur die Tragik hervorheben, wie machtlos ein vernünftiger Vater gegenüber seinem unvernünftig gewordenen Sohn sein kann. Außerdem wirkte die vietnamesische Lebenswelt sehr gestellt, fast so als seien die Vietnamesen keine Vietnamesen, sondern irgendwelche aus einer fremden-asiatischen Welt. Die vietnamesische Sicht kam deutlich zu kurz. Sie wurden damit eher zu Objekten, so ähnlich wie es heute die Flüchtlinge sind. Ich bemerkte nur wenig aus der vietnamesischen Kultur und die Dialoge waren recht charakterlos. Und ein letzter Punkt: Ich hatte den Eindruck, dass der Film beim Publikum nur geringfügig eine kritische Reflexion bewirkt. Viel mehr werden die ZuschauerInnen in eine schöne Bildästhetik entführt und können sich ganz dem Augengenuss hingeben. Dies hat kontraproduktive Folgen. Leute, die den Film gesehen haben können jetzt sowas sagen: „Jaja, ich habe mich mit

definitiven Zugang zu bemühen kann sich als Sackgasse erweisen, denn die Komplexität der Annäherung an philosophische Begriffe ist meist den ihnen innewohnenden Spannungen geschuldet. Sie weisen ambivalente Anhaftungen auf und stecken – mit Max Horkheimer (1895-1973) gesprochen – voller Widersprüche, da sie eine ebenso widersprüchliche Realität abbilden. So tritt auch der Wertebegriff selten im Sinne eines status quo in Erscheinung, sondern wird vielmehr diskutiert als Zustand eines verlorengegangenen „nicht-mehr“ oder eines herbeizuführenden „noch-nicht“. Dieser bereits im Alltagsverständnis schwierig zu bestimmende Begriff lässt sich mit den Werkzeugen der Philosophie noch „verkomplizieren“, doch zugleich eröffnet diese Form der „Verkomplizierung“ die Möglichkeit, Widersprüche zu erhellen und auf diesem Weg das eigene Unbehagen im Umgang mit komplex erscheinenden Begriffen ein wenig zu ent-individualisieren.

Vor diesem Hintergrund scheint die Frage danach, was Werte denn eigentlich sind, eher irreführend und dem spannungsgeladenen Begriff nicht gerecht werden zu können. Ein alternativer Zugang könnte demnach wie folgt lauten:

Was tun Werte eigentlich?

Die Reformulierung der Fragestellung beabsichtigt nicht, eine „Personifizierung“ von Werten vorzunehmen, sondern zeugt von dem Versuch, definitiven Zu- und Übergriffen zu entgehen und den Wertediskurs auf seine – zum Teil auch völlig unbeabsichtigten – Wirkungen zu befragen. Insbesondere in wiederkehrenden Krisenzeiten haben Diskussionen über Wertvorstellungen Hochkonjunktur, da sie Sicherheit suggerieren und dazu anleiten, sich auf das „Wesentliche“ zu besinnen. Auch wenn Wertvorstellungen sich als vage, in ihrer Unbestimmtheit aushandelbar und als ein umkämpftes Terrain darstellen, so scheint es doch einen grundlegenden Konsens zu geben: Kontinuierlich treten Werte im öffentlichen Diskurs als das ungebrochene Gute zutage. Aufgeladen mit überschwänglicher Positivität gleicht ihre Notwendigkeit einer unhintergehbaren Wahrheit. Doch auch wenn die Notwendigkeit der Existenz von Werten zunächst als Voraussetzung für das gesellschaftliche Zusammenleben anerkannt würde, so drängt sich dennoch die Frage auf, weshalb das Wertepostulat als solches auf wenig kritischen Widerstand stößt. Mit den Schriften Michel Foucaults (1926-1984) ließe sich der Wertediskurs auf seine Machtwirkungen hin befragen und sein Glanz gewissermaßen einer Entzauberung zuführen.

Aber was tun Werte denn? Oder zugespitzter mit Foucault formuliert: Welche Macht üben Werte aus? Foucault begreift Macht nicht als eine von oben nach unten wirkende Kraft, sondern viel mehr als ein Netz von Wissen, das auf Subjekte und ihre Handlungen einwirkt. Werte als Teil eines Diskurses lassen sich vor diesem theoretischen Hintergrund als ein Komplex fassen, der sowohl ein- als auch ausschließende Effekte innerhalb einer Gesellschaft haben kann. So verstanden können Werte zur Ausgrenzung bei-

tragen, denn: Ist der Wert der Bildung ausnahmslos allen in gleichem Maße zugänglich? Stellen Akzeptanz und Respekt Werte dar, die allen zukommen? Hat die Menschenwürde eines jeden Subjekts tatsächlich denselben Wert? Die aufgeworfenen Fragen münden schließlich in einer weiteren Frage:

Um wessen Werte geht es hier eigentlich?

Beneidenswert wirken die postulierten Werte aus einer Perspektive, der dieses Privileg nicht zukommt. In einer Destatis-Umfrage von 2014 in Deutschland wurden folgende fünf politischen und sozialen Werte als wichtigste – chronologisch von 1 bis 5 – erfasst: Frieden, Menschenrechte, Demokratie, Respekt und Freiheit. Diesen durchaus erstrebenswerten Werten ist in vollem Umfang zuzustimmen, doch um wessen Werte handelt es sich hier bei eigentlich und auf welche Weise wird auf politischer Ebene ihre Umsetzung gefördert? Frieden, der primär genannte Wert, ist in Westeuropa derzeit – oberflächlich – mehr oder minder gegeben. Doch wie schaut es in anderen Teilen der Welt aus? Sind westeuropäische Verstrickungen in außereuropäische Kriege hinnehmbar, solange sie weit weg scheinen? Ist es eine wertvolle Option, Frieden anderswo zu gefährden, um ihn national zu sichern? Auch das Sprechen über universelle Menschenrechte lässt sich mit Judith Butlers (*1956) Studien zum betrauerbaren und unbetrauerbaren Leben zumindest irritieren: Woher rührt die – nicht als beabsichtigt unterstellte – Unterscheidung in wertvolles und vermeintlich wertloses Leben? Existiert eine „Anderswertigkeit“ neben einer eurozentristisch verstandenen vermeintlichen Vollwertigkeit?

Die glorifizierende Bezugnahme auf unsere Werte ist keineswegs unproblematisch, da sie ihr Ziel – Diskriminierung und Ausgrenzung abzubauen – verfehlt. Wird von unseren Werten gesprochen – und mag die sprechende Person auch noch so sehr um den Abbau von Ausgrenzung bemüht sein – handelt es sich bei der Betonung unserer Werte lediglich um eine Reproduktion von Ausgrenzungsmechanismen, indem in eigene und „andere“ Werte unterschieden und die „anderen“ Werte zugleich herabgesetzt werden.

Entgegen einer Verteufelung von Werten soll eine Art der Desillusionierung angeregt und danach gefragt werden, welche diskriminierenden und unterdrückenden „Nebenwirkungen“ Werte erzeugen können. Mit den Worten Foucaults könnte man es pointiert wie folgt formulieren: „Die Leute wissen, was sie tun; häufig wissen sie, warum sie das tun, was sie tun; was sie aber nicht wissen, ist, was ihr Tun tut.“

Freiheit
Toleranz
Akzeptanz universell
Europa
Frieden politisch
Diskurs
Menschenrechte
Respekt

Gleichheit

Alle spricht ihr immer von der Gleichheit.

Beteuert, dass ihr ganz sicher seid, dass ihr die Menschen nicht nach den für euch bringenden Nutzen aufreht oder gemäß ihrer Herkunft unterteilt.

Dass ihr zwischen Menschen keinen Unterschied macht und niemanden ausgrenzt. Aber die Außengrenzen dieses Landes zeugen von einem anderen Bild. Dort wo sowas wie Bewegungsfreiheit nur für uns Deutsche gilt.

Denn die Grenzen, die schützen wir, als würde dieses Land bloß uns gehören.

Und für all die die flohen, die dann davor stehen und deren große Hoffnung war

- Rettung Europa -
- bleibt nur ernüchternd die
- Festung Europa -

Wo diese Gleichheit eben doch nur Schein bleibt.

Denn Gleichheit bedeutet für mich nicht, Menschen zu nehmen und sie wie Dinge in ein Lager in der letzten Ecke des letzten Dorfes zu stecken, wo während des ewig langen Asylverfahrens auch die letzten Stücke Menschenwürde verrecken. Sie nicht mal mit dem nötigsten zu decken und dann zu sagen: „Die sollen froh sein, überhaupt ein Dach überm Kopf zu haben“.

Da kann ich nur den Kopf schütteln, würde die Menschen dann gerne an den Schultern greifen und wach rütteln, damit sie eines begreifen:

Diese Menschen sind dem Tod begegnet. Sie wurden bedroht, gefoltert und verfolgt. Sie sind die wenigen, denen in großer Not, mit dem Auto durch die Wüste oder übers Meer mit dem Boot, die Flucht gelang.

Traumatisiert, desillusioniert und von uns diskriminiert und isoliert wird ihnen jegliche gesellschaftliche Teilhabe und das Recht auf die deutsche Sprache systematisch verweigert und ihr Leiden damit ins unermessliche gesteigert. Dazu wird ihnen dann noch unterstellt, sie seien kriminell und eigentlich ginge ihnen es nur ums Geld. Aber wenn ich in diese Augen blicke, dann sehe ich keine Banknoten aufblitzen, sondern ein kleines bisschen Hoffnung...

Aber dafür ist hier kein Platz, „das Boot sei voll“, das könne sich der „Sozialstaat“ nicht leisten. Aber was soll das heißen?

Es geht hier um Menschenleben!
Und sind wir noch Menschen, wenn wir ihnen das nicht geben?
Und deshalb sag ich „refugees welcome“,
denn das ist eine Welt und
da stecken wir gemeinsam drin.

-von Leonie



Über die industrielle Revolution - und ihre menschlichen Abfallprodukte

-von Viet-Anh Nguyen Duc

Bahnbrechende Erfindungen – Mit dem Beginn des „langen 19. Jahrhunderts“ (1789-1914) rücken neuartige Erfindungen ans Tageslicht, die die Erde noch nie gesehen hat und dem menschlichen Schöpfungswillen ordentlich schmeicheln werden. Diese Erfindungen, von denen in Kürze berichtet werden soll, sind es, die einen unbezwingbaren Fortschrittsoptimismus entfesseln, der paradoxer Weise die Menschen noch wahnsinniger zum Arbeiten verdammt, obwohl die Einführung jener Erfindung stets mit dem Wunsch verbunden war, die Arbeit abzuschaffen.

Gemeint ist zum einen die Dampfmaschine, dieses Ergebnis eines unermüden Bastel- und Tüftlergeistes namens James Watt, der zwar nicht als Erfinder dieser Maschine gelten kann, aber immerhin als Vervollkommer dieser neuen Technologie – mit ihr wird es möglich, die Kräfte, die durch den Wasserdampf frei wurden, so umzulenken, dass sie mittels Kolben und Zahnrädern mechanisch wirksam werden. Sie macht es möglich, Gegenstände in Bewegung zu bringen, zu der die geeinte Kraft von Mensch und Zugvieh nicht in der Lage sind; durch sie können die verschiedensten Maschinen in den Fabriken kräftig angetrieben werden und in bestimmten Arbeitsprozessen die menschliche Arbeitskraft ganz ersetzen. Auch im Bergbau kommt sie zum Einsatz, um den Abbau von Bodenschätzen zu erleichtern, wie zum Beispiel Eisen und Kohle, die wiederum zum Bau und Verwendung der Dampfmaschine benötigt werden. Dann zum Anderen, ebenso bedeutend wie revolutionierend, die Spinnmaschine; ein fast schon magisches Konstrukt, das nicht bloß wie die „spinning jenny“ die Produktivität versechsfacht, sondern vertausendfacht, nicht anders als der Maschinenwebstuhl – beides Erfindungen, ohne die der Aufstieg der Textilindustrie nicht denkbar wäre.

Während in den Fabriken der Textilindustrien gesponnen und gewoben wird, werden auf offenem Gelände überall in Europa und Amerika Gleise verlegt, um die Welt miteinander zu vernetzen. Auf diesen Gleisen werden dann Mitte des 19. Jahrhunderts Dampflokomotiven über weitere Strecken hinweg Menschen, Vieh und Güter transportieren. Mit ihr rückt die geographische Ferne ein Stück weiter zusammen, alles wird dichter und nichts erscheint mehr als zu weit. Es kommt zu einer „Vernichtung des Raumes und der Entfernung“, wie es dann in einem berühmten Artikel (in der Zeitschrift „Quartely Review“) heißen wird.

Aber auch die Dampflokomotive, so bahnbrechend sie auch ist, bewegt sich noch in der Dimension des Vorstellbaren; ist sie doch bloß nur fünf- bis zehnmal so schnell wie eine normale Kutsche; das menschliche Auge vermag hier die Bewegung noch zu antizipieren. Völlige Verwir-

rung stiften jene Errungenschaften, die ihre Grundlage in der Elektrizität haben. Anders als in der Mechanik wirkt die Elektrizität zum Großteil unsichtbar. Niemand hätte wohl gedacht, dass diese elektrischen Spielchen in der Physikstube, die hier und da ein paar Froschschenkel in Bewegung zu versetzen vermochten, später zu einer entscheidenden Technologie avancieren würden: bereits 1837 geraten längere Kabel in die menschliche Umwelt (sie werden alle neben den Gleisen verlegt), um die elektrische Telegraphie ins Leben zu rufen. Nachrichten konnten seit dem in Form eines Morsecodes in Lichtgeschwindigkeit übersendet werden; wir werden uns vermutlich niemals in das Staunen jener hineinversetzen können, die nicht glauben konnten, dass ihr Brief bereits angekommen sei, obwohl sich die Materie des Briefes um kein Stück weiter bewegte.

Dampfmaschine, Lokomotive und Schiffe, Spinnmaschinen, Maschinenwebstühle, elektrische Telegraphie – all diese Erfindungen haben historisch auf den verschiedensten Ebenen zu einem mächtigen Fortschritt geführt und dem homo faber die volle Bestätigung für seinen Fortschrittsoptimismus gegeben, der ihn glauben ließ, dass alles möglich sei und nichts unmöglich. Überall, „wo ein Wille ist, ist auch ein Weg“, und mit dieser Formel wird nicht nur die Natur beherrschbar und kontrollierbar gemacht, sondern auch die starren, religiös legitimierten Gesetze der Gesellschaft, die ihre Glanzzeit bereits mit der Überwindung des Feudalismus eingebüßt haben, erscheinen nun vermehrt als variabel und veränderbar. 1807 kommt es zum Beispiel in Preußen zur sogenannten „Bauernbefreiung“, gefolgt 1810 von der gesetzlich sanktionierten „Gewerbefreiheit“, die den nun vom Frondienst befreiten Bauern in die Lage versetzt, sich dort zu entfalten, wo sie nur möchten (so zumindest aus der Perspektive der Gesetzgebenden).

Die Geschichte des Menschen erscheint ihm selbst nun immer mehr und mehr gestaltbarer, formbarer, sofern er auf die Kraft seiner eigenen Vernunft vertraut und einen starken Willen beweist. Schließlich lassen sich die Naturgesetze wissenschaftlich erforschen, und die sozialen Gesetze beruhen auf den Entscheidungen menschlicher Urteilskraft.

Somit rückt der Mensch selbst nun immer näher an die Stelle des Schöpfers, sodass Gott allmählich überflüssig wird. Und auch dort, wo von einem Gott gesprochen wird, ist seine Auslegung schon viel diesseits gewandter, protestantischer: Gottgefälligkeit erlangt der Gläubige nicht durch Verzicht und Askese, sondern Tüchtigkeit, Fleiß, Geschäftssinn.

Auf allen Ebenen wirkt der diesseits gewandte Geist des Fortschritts, dieses sich selbst-potenzierende, selbst-dynamisierende Phänomen und bringt immer wieder aufs

Neue die Bestätigung für den homo faber, dem Schöpfer seiner eigenen Lebensbedingungen; Tag für Tag rücken neue Erfindungen ans Licht, werden neue Entscheidungen gefällt, die die Gesellschaft entscheidend umstrukturieren werden. Diese Phase, die zu Beginn des sogenannten „langen 19. Jahrhunderts“ einsetzt und dann nachhaltig bis ins 20. Jahrhundert hinein wirkt, wird dann später unter dem Namen „industrielle Revolution“ in die Geschichtsbücher eingehen (der Begriff der „industriellen Revolution“ taucht übrigens schon relativ früh im 19. Jahrhundert auf). Mit ihr wird die sogenannte „bürgerliche Gesellschaft“ nach und nach die feudale Produktionsweise hinter sich lassen, um dann zur wahrhaft „produktiven“ Produktion zu gelangen, die sich der Verbindung aus Ingenieurskunst, wissenschaftlichem Präzisionswahn und kaufmännischem Geschick verdankt. Durch die Industrien erreicht die bürgerliche Gesellschaft einen unendlichen Warenreichtum, der zum ersten Mal in der Menschengeschichte systematisch einen Überschuss an Gütern produziert, mit denen alle Menschen versorgt werden könnten.

Als Anführer dieser Entwicklung, dieser „industriellen Revolution“ gilt England, welches als erstes den sogenannte sektoralen Wandel von landwirtschaftlicher zu gewerblich-industrieller Produktion vollzogen hat, während die anderen Länder, Deutschland und Frankreich, durchaus „neidisch“ dem unermüdlich Produzierenden hinterher schauen und durch systematische Spionage hoffen, dem Engländer hinterherziehen zu können, um nicht vom „Fortschritt“ abgehängt zu werden. Aber die Technik – und das ist das Wunderbare an ihr – hat keine nationalen Schranken und durchdringt nach und nach alle Länder, versorgt sie mit einer unglaublichen Produktivität und impft sie mit einem Fortschrittsoptimismus, der ungeboren bis in die Gegenwart hineinwirkt.

Die soziale Frage oder besser: das soziale Opfer

„Aber die Opfer, die alles das gekostet hat, entdeckt man erst später“ (Friedrich Engels, in: Die Lage der arbeitenden Klasse in England)

Aber es gibt nur einen Haken bei dieser Sache, der dem Fortschrittskalkül einen bedenklichen Strich durch die Rechnung macht und den Fortschrittsoptimismus radikal eindämmen müsste. Beim Fortschritt handelt es sich nämlich um einen ökonomisch-technischen und es ist traurig anzusehen, wie erbärmlich der soziale Fortschritt dem technischen hinterher hinkt oder umgekehrt, sich vielmehr in Form einer Krise bemerkbar macht. Die industrielle Revolution, die die vielen wundervollen Erfindungen in die Welt gebracht hat, hat zugleich auch eine sehr negative Kehrseite, die uns auch noch heute in leichter Abwandlung bekannt ist und sich uns in Form greller Assoziationen aufdrängt, wenn wir das Wort „Industrie“ hören. Wir denken dabei primär an Lärm, Abgase, Umweltverschmutzung, Dreck und Müll, oftmals in Verbindung mit

der leidenden Natur, die wir dann zu schützen gedenken.

Friedrich Engels hingegen denkt, wenn er über die industrielle Revolution reflektiert, primär an die Menschenmassen, die wie Dinge behandelt und wie Vieh zu den Maschinen in den Fabriken geschickt werden, er denkt an die Menschenopfer, die um des Fortschritts willen um ihre eigene Existenz gebracht wurden, er denkt an den industriellen Menschenmüll der entwerteten Menschen, die fürchterlich auf den Straßen verhungerten und an der bürgerlichen Kälte erfroren.

In seiner Studie *„Die Lage der arbeitenden Klasse in England“*, die er den Proletariern, der arbeitenden Klasse, widmete, schreibt er in dem Kapitel *„Die großen Städte“*:

„Wenn man sich ein paar Tage lang auf dem Pflaster der Hauptstraßen herumgetrieben, sich mit Mühe und Not durch das Menschengewühl, die endlosen Reihen von Wagen und Karren durchgeschlagen, wenn man die „schlechten Viertel“ der Weltstadt besucht hat, dann merkt man erst, daß diese Londoner das beste Teil ihrer Menschheit aufopfern mußten, um alle die Wunder der Zivilisation zu vollbringen, von denen ihre Stadt wimmelt, daß hundert Kräfte, die in ihnen schlummerten, untätig blieben und unterdrückt wurden, damit einige wenige sich voller entwickeln und durch die Vereinigung mit denen anderer multipliziert werden konnten. Schon das Straßengewühl hat etwas Widerliches, etwas, wogegen sich die menschliche Natur empört. Diese Hunderttausende von allen Klassen und aus allen Ständen, die sich da aneinander vorbeidrängen, sind sie nicht alle Menschen mit denselben Eigenschaften und Fähigkeiten und mit demselben Interesse, glücklich zu werden? und haben sie nicht alle ihr Glück am Ende doch durch ein und dieselben Mittel und Wege zu erstreben? Und doch rennen sie aneinander vorüber, als ob sie gar nichts gemein, gar nichts miteinander zu tun hätten, und doch ist die einzige Übereinkunft zwischen ihnen die stillschweigende, daß jeder sich auf der Seite des Trottoirs hält, die ihm rechts liegt, damit die beiden aneinander vorbeischießenden Strömungen des Gedränges sich nicht gegenseitig aufhalten; und doch fällt es keinem ein, die andern auch nur eines Blickes zu würdigen. Die brutale Gleichgültigkeit, die gefühllose Isolierung jedes einzelnen auf seine Privatinteressen tritt um so widerwärtiger und verletzender hervor, je mehr diese einzelnen auf den kleinen Raum zusammengedrängt sind; und wenn wir auch wissen, daß diese Isolierung des einzelnen, diese bornierte Selbstsucht überall das Grundprinzip unserer heutigen Gesellschaft ist, so tritt sie doch nirgends so schamlos unverhüllt, so selbstbewußt auf als gerade hier in dem Gewühl der großen Stadt. Die Auflösung der Menschheit in Monaden, deren jede ein apartes Lebensprinzip und einen aparten Zweck hat, die Welt der Atome ist hier auf ihre höchste Spitze getrieben [...] Da in diesem sozialen Kriege das Kapital, der direkte oder indirekte Besitz der Lebensmit-

tel und Produktionsmittel, die Waffe ist, mit der gekämpft wird, so ist es einleuchtend, daß alle Nachteile eines solchen Zustandes auf den Armen fallen. Kein Mensch kümmert sich um ihn; hineingestoßen in den wirren Strudel, muß er sich durchschlagen, so gut er kann. Wenn er so glücklich ist, Arbeit zu bekommen, d.h. wenn die Bourgeoisie ihm die Gnade antut, sich durch ihn zu bereichern, so wartet seiner ein Lohn, der kaum hinreicht, Leib und Seele zusammenzuhalten; bekommt er keine Arbeit, so kann er stehlen, falls er die Polizei nicht fürchtet, oder verhungern, und die Polizei wird auch hierbei Sorge tragen, daß er auf eine stille, die Bourgeoisie nicht verletzende Weise verhungert. Während meiner Anwesenheit in England sind wenigstens zwanzig bis dreißig Menschen unter den empörendsten Umständen direkt Hungers gestorben, und bei der Totenschau fand sich selten eine Jury, die den Mut hatte, dies geradezu auszusprechen. Die Zeugenaussagen mochten noch so klar, noch so unzweideutig sein – die Bourgeoisie, aus der die Jury gewählt war, fand immer eine Hintertür, durch die sie dem schrecklichen Verdikt: Hungers gestorben, entgehen konnte. Die Bourgeoisie darf in diesen Fällen die Wahrheit aber nicht sagen, sie spräche ja ihr eigen Urteil aus. Aber auch indirekt sind viele – noch viel mehr als direkt – Hungers gestorben, indem der anhaltende Mangel zureichender Lebensmittel tödliche Krankheiten hervorrief und so seine Opfer hinwegraffte; indem er sie so schwächte, daß gewisse Umstände, die sonst ganz glücklich abgelaufen wären, notwendig schwere Krankheiten und den Tod herbeiführten.

Die englischen Arbeiter nennen das sozialen Mord und klagen die ganze Gesellschaft an, daß sie fortwährend dies Verbrechen begehe. Haben sie unrecht? "

Aus dem Blickwinkel der leidenden Arbeiterklasse läßt sich der Fortschrittsoptimismus ohne Weiteres als ein naiver Fortschrittsglauben entlarven, der wie jeder Glaube die Widersprüche der Erfahrung ignoriert: das soziale Leid. Der Glanz der unermesslichen Warenproduktivität ist in Wahrheit mit dem Blutzoll derer befleckt, die in das Getriebe der Fabriken eingespannt werden, um in Dummheit und Armut zu sterben; sie sind es, die systematisch ausgebeutet werden, weil sie als Proletarier vom Reichtum ausgeschlossen sind. Was Adam Smith mit der unsichtbaren Hand andeutete, in seinem Buch „Wealth of Nations“, scheint verlogen und auch die „Bauernbefreiung“ wie auch die „Gewerbefreiheit“ dienen bloß einer legitimierten Ausbeutung der Arbeiterklasse.

Es besteht hier ohne Zweifel eine soziale Asymmetrie, die die bürgerliche Gesellschaft als solche heftigst in Frage stellt, weil die Werte, Ideale und Erfahrungen, die sie propagiert nicht für alle gleichermaßen gelten. Während hier die wohlhabenden Bürger ihre ersten Erlebnisse mit dem Dampfschiffen oder Dampflokomotiven machen oder die Fortschritte in der technischen Telegraphie bestaunen, müssen die Arbeiterfamilien in den Kohlebergwerken und Fabriken Tag und Nacht schufteten oder Gleise verlegen; während hier ein bürgerliches Ehepaar ein glückliches Familienleben inszeniert und das wohlgezogene



Kind durch gute Manieren glänzt, müssen die Arbeiterfamilien nicht nur Privatsphäre aufgeben, indem sie ihre Betten an Schlafgänger verpfänden, sondern auch noch ihre Kinder einer Arbeitsumgebung ausliefern, an der sie verrohen und mit hoher Wahrscheinlichkeit verrecken werden.

Karl Marx hat, wie auch Engels, diesen sozialen Gegensatz zwischen Arbeiter und Kapitalisten, Ausgebeuteten und Ausbeutern, nicht als eine historische Zufälligkeit interpretiert, sondern als eine Folge der ökonomischen Gesetze des Kapitals. In einer kapitalistischen Gesellschaft kann es nur zu einem Antagonismus kommen, in welchem die Ärmern erst verwertet und dann als entwertete aus dem Produktionsprozess ausgeschlossen werden.

In seinen ökonomisch-philosophischen Schriften hält er diesen Antagonismus mit folgenden Worten fest:

„Der Arbeiter wird um so ärmer, je mehr Reichtum er produziert, je mehr seine Produktion an Macht und Umfang zunimmt. Der Arbeiter wird eine um so wohlfeilere Ware je mehr Waren er schafft. Mit der Verwertung der Sachwelt nimmt die Entwertung der Menschenwelt in einem direkten Verhältnis zu. Die Arbeit produziert nicht nur Waren; sie produziert sich selbst und den Arbeiter als eine Ware, und zwar in dem Verhältnis, in welchem sie überhaupt Waren produziert“[1]

Marx verschärft hier diesen Gegensatz indem er behauptet, dass aus der Produktion des Reichtums notwendig die Verarmung und Entwertung in physischen wie auch geistigen Sinne folgt.

Doch warum musste es zu einem solchen Gegensatz kommen? Warum haben die Kapitalisten von ihrem Reichtum nicht einfach etwas abgegeben? Warum musste es soweit kommen, dass „je mehr der Arbeiter produziert, er um so weniger zu konsumieren hat, daß je mehr Werte er schafft, er um so wertloser, um so unwürdiger wird, daß je geformter sein Produkt, um so mißfürmiger der Arbeiter, daß, je zivilisierter sein Gegenstand, um so ohnmächtiger der Arbeiter wird, daß je geistreicher die Arbeit, umso mehr geistloser und Naturknecht der Arbeiter wurde“[2]?

Genau dieser Zusammenhang: Steigender Wohlstand auf der einen Seite, und gleichzeitige Mehrung der Armut auf der anderen Seite; immer reicher werdender Kapitalisten und verhungernde Massen von Proletariern; – dies wird Marx sein Leben lang beschäftigen. „Das Kapital“, sein Hauptwerk, ist der Versuch durch die Interpretation der Ökonomie diesen Zusammenhang zwischen ökonomisch-technischer Rationalität und sozialer Irrationalität zu verstehen.

Im folgenden möchte ich versuchen eine grobe (bzw. stark vereinfachende) Deutung des Kapitals vorzunehmen, um aufzuzeigen, wie es zu einer systematischen Entwertung der Proletarier gekommen ist.

Das Kapital bzw. das automatische Subjekt und die Entwertung des Proletariers

Um zu verstehen, warum es zu einer derartigen Entwertung der Arbeiter in der industriellen Phase gekommen

ist, müssen drei Voraussetzungen gelten. Erstens, muss eine „kapitalistische Produktionsweise“ etabliert sein, in der die Waren nur dann produziert werden, wenn sie einen Profit abwerfen. Waren wie Brot, Kleidung, Autos werden nicht primär wegen ihres „Gebrauchswerts“ produziert, sondern wegen ihres „Tauschwerts“. Mit dem Kapital tritt eine Selbstverwertungslogik ein; Geld wird investiert, damit am Ende mehr Geld rauskommt. Die Anhäufung des Geldes wird zum Selbstzweck oder anders gesagt, das Kapital wird zum „automatischen Subjekt“. Es kommt folglich zu einer Verkehrung von Mittel und Zweck. Die Formulierung „man arbeitet um des Arbeitens willen“ und „nicht um des Lebens willen“ hat hier ihren Ort.

Zweitens muss es eine Überfülle an Arbeitern geben. In der Phase der Industrialisierung war dies der Fall; es kam somit zu einer Konkurrenz zwischen Arbeitern, die ihre Arbeitskraft als Ware verkaufen mussten. Sie hatten ja sonst kein Eigentum! Sie waren also abhängig von den Arbeitgebern. Diejenigen, die über die „Produktionsmittel“ verfügten, waren die Arbeitgeber, die ganz im Sinne des Kapitals investiert haben. Das heißt, die vielen Bauernfamilien mussten sich zwangsläufig den Arbeitsbedingungen des Kapitalisten unterwerfen, der vor allem seinen Profit im Auge hat.

Marx' Analyse des Kapitals zeigt uns nun, dass der Kapitalist sich zwangsläufig aus ökonomischen Gründen Profit aneignen muss. Denn „nur soweit wachsende Aneignung des abstrakten Reichtums das allein treibende Motiv seiner Operation, funktioniert er als Kapitalist oder personifiziertes, mit Willen und Bewußtsein begabtes Kapital“ [3]. Dass die kapitalistische Produktionsweise in vielen Ländern bereits besteht ist spätestens seit dem neunzehnten Jahrhundert ein Faktum.

Wenn der Kapitalist keinen Profit machen kann, dann kann er sein Kapital nicht akkumulieren. Währenddessen können andere erfolgreichere Kapitalisten ihr Kapital anhäufen und somit den profitlosen Kapitalisten aus dem Markt verdrängen. Um der Selbsterhaltung des Unternehmens willen muss Profit gemacht werden.

Doch wie gelangt der Kapitalist zu seinem Profit? Dazu gibt es nach Marx zwei Möglichkeiten: Entweder, indem er seine Arbeiter länger arbeiten lässt, ohne sie dafür zu bezahlen. Die Quelle des Profits oder besser: des „Mehrerts“ ist hier die „unbezahlte Arbeit“. Er muss seine Arbeiter zwingen können, für ihn zu arbeiten, ohne dafür bezahlt zu werden. Das ist möglich, wenn ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen Kapitalisten als „Eigentümer der Produktionsmittel“ und den Arbeitern bzw. den „Proletariern“, den „Besitzlosen“, besteht, das heißt, wenn die Arbeiter keine Wahl haben, als sich den Arbeitsbedingungen des Kapitalisten auszusetzen. Da es eine „industrielle Reservearmee“ gibt, also viele Arbeitslose, die lieber arbeiten als zu verhungern, nehmen sie jede Arbeit an, die sie bekommen können.

Dadurch, dass der Kapitalist seine Arbeiter ausbeutet, kann er seine Produktionskosten senken. Damit kann er seinen Profit erhöhen. Im ständigen Konkurrenzkampf

der Kapitalisten gewinnt derjenige, der höhere Profite aneignet, weil er dadurch einen Wettbewerbsvorteil hat. So kann er zum Beispiel durch seinen gewonnenen Profit mehr Arbeiter einstellen oder in Maschinen investieren, die die Produktivität erhöhen. Damit könnte er wiederum den Preis seiner Ware senken, was dazu führt, dass aufgrund des niedrigen Preises seine Ware gekauft wird, während die anderen Unternehmer ihre teureren Waren nicht mehr verkaufen können.

Wenn der Kapitalist in Maschinen investiert und damit zu einer höheren Produktivität unter gleich bleibenden Kosten gelangt, dann macht der Kapitalist auch Profit. Dies ist die zweite Möglichkeit der „Mehrwertschöpfung“. Historisch hat die Einführung der Maschinen zur Folge, dass die Arbeiter entweder aus dem Produktionsprozess ausgeschlossen werden, weil ihre Arbeitskraft ersetzt und somit wertlos wird, oder sie müssen sich an den „Takt der Maschinen“ anpassen, das heißt eine Arbeit verrichten, die sich an den Erfordernissen der Maschinen orientiert. Arbeitsteiliges Arbeiten bedeutet in diesem Kontext nur noch einen „Hebel bedienen“ eine Arm- oder Körperbewegung verrichten. Die Arbeit wird auf eine einzige Operation reduziert, sodass die Erfahrung des Arbeitenden verarmt. Weil weder Qualifikation noch irgendeine besondere Fähigkeit für den Produktionsprozess benötigt wird, ist völlig gleichgültig, wer arbeitet. So kommt es, dass auch ganze Familien in den Produktionsprozess gezogen werden. Marx schreibt: „Sofern die Maschinerie Muskelkraft entbehrlich macht, wird sie zum Mittel, Arbeiter ohne Muskelkraft oder von unreifer Körperentwicklung, aber größerer Geschmeidigkeit der Glieder anzuwenden. Weiber- und Kinderarbeit war daher das erste Wort der kapitalistischen Anwendung der Maschinerie! Dies gewaltige Ersatzmittel von Arbeit und Arbeitern verwandelte sich damit sofort in ein Mittel, die Zahl der Lohnarbeiter zu vermehren durch Einreihung aller Mitglieder der Arbeiterfamilie, ohne Unterschied von Geschlecht und Alter, unter die unmittelbare Botmäßigkeit des Kapitals. Die Zwangsarbeit usurpierte nicht nur die Stelle des Kinderspiels, sondern auch der freien Arbeit im häuslichen Kreis, innerhalb sittlicher Schranke, für die Familie selbst.“ [4]

Dies führt uns nun zu der dritten Voraussetzung: Wenn die Arbeit mit der Maschine nun von jedem bedient werden kann, alle somit die gleiche Qualifikation für die Arbeit haben, dann führt das unter den gegebenen Bedingungen einer verarmenden Arbeiterklasse dahin, dass die ganze Familie nun in den Produktionsprozess hineingezogen wird. Die Arbeit, die dabei stattfindet, ist völlig abstrakt, die Zusammenhänge während des Arbeitens werden nicht mehr konkret erfahren. Während der Handwerker noch die einzelnen Schritte des Arbeitsprozesses zum Erstellen des Produkts überschaut, übersieht der einzelne Fabrikarbeiter nur einen winzigen Ausschnitt aus dem Arbeitsprozess.

Die Einführung der Maschinen führt zu einer Verblödung der Arbeiter. Deswegen steht die Maschine dem Arbeitenden feindlich gegenüber; sie macht den Arbeiter überflüssig oder sie macht ihn dumm. Sie entfremdet ihn und

macht ihn wertlos. Durch die Einführung der Maschinen kommt es zu einem Ausschluss vieler Arbeiter; sodass die „industrielle Reservearmee“ sich dadurch vergrößert. Das führt wiederum zur Senkung des Lohns, was zu einer Erhöhung des Profits für den Kapitalisten führt.

„Kapitalistische Produktion“, „industrielle Reservearmee“ und „Maschinerie“ – alle diese Punkte führen auf verschiedenen Ebenen zur systematischen Ausbeutung und Verarmung (sobwohl in physischer als auch in geistiger Hinsicht) der Arbeiterklasse. Dass solche Lebensbedingungen völlig der Würde des Menschen widersprechen, ist mehr als offensichtlich. Deswegen muss die „kapitalistische Produktionsweise“ überwunden werden, damit der Mensch ein „Zweck an sich selbst“ sein kann und nicht Mittel zur Mehrwertakkumulation.

Wie sich der Kapitalismus der industriellen Phase von dem heutigen Kapitalismus unterscheidet, möchte ich offenlassen. Fest steht, dass seine Phänomene uns objektiv über die Medien vermittelt, vertraut sind. Warum müssen Menschen unter den erbärmlichsten Bedingungen arbeiten? Das typische Beispiel hierfür ist der Textilarbeiter aus Bangladesch. Oder die Krise in Griechenland, Spanien, Italien – hängen diese Phänomene nicht auch mit dem Kapitalismus zusammen? Dass das gemeinsame Wirtschaften nicht unter der Idee der Verbesserung der Lebensstandards geschieht, sondern unter der des Profits?

Vermittelt über die existenzielle Angst ist der Kapitalismus uns Studierenden subjektiv bekannt. Warum stürzen sich sonst so viele in die Prüfungen, lernen Dinge, die sie für sinnlos halten und disziplinieren sich für dummes Zeug? Ist das nicht die Angst, dass wir aus dem Produktionsprozess ausgeschlossen und damit entwertet werden, wenn wir nicht „qualifiziert“ genug sind? Ist die Bildungskrise nicht ein Ausdruck des Kapitals? Sind wir nicht auch einer systematischen Verblödung ausgeliefert, derart, dass wir noch nicht einmal die Frage aufwerfen, warum wir überhaupt studieren? Ist das meiste, was wir lernen doch ohnehin nur dazu da, um Prüfungen zu schreiben. Es geht darum „zu bestehen“, wenn die „Durchfallquoten“ besonders „hoch“ sind. Dann muss man sich durch und durch disziplinieren, für leere Lerninhalte, die man wieder vergisst und verdrängt.

Warum machen wir das?



[1] Marx, Karl und Michael Quante:
Ökonomisch-philosophische
Manuskripte, 1. Aufl., Frankfurt, M.:
Suhrkamp Verlag 2009, S. 84.

[2] Ebda, S. 86.

[3] Marx, Karl
Das Kapitel 1
Dietz Verlag Berlin, 1973, S 168

[4] Ebda, S 416

Vor dem Gesetz

Vor dem Gesetz steht ein Türhüter. Zu diesem Türhüter kommt ein Mann vom Lande und bittet um Eintritt in das Gesetz. Aber der Türhüter sagt, daß er ihm jetzt den Eintritt nicht gewähren könne. Der Mann überlegt und fragt dann, ob er also später werde eintreten dürfen. »Es ist möglich«, sagt der Türhüter, »jetzt aber nicht.« Da das Tor zum Gesetz offensteht wie immer und der Türhüter beiseite tritt, bückt sich der Mann, um durch das Tor in das Innere zu sehn. Als der Türhüter das merkt, lacht er und sagt: »Wenn es dich so lockt, versuche es doch, trotz meines Verbotes hineinzugehn. Merke aber: Ich bin mächtig. Und ich bin nur der unterste Türhüter. Von Saal zu Saal stehn aber Türhüter, einer mächtiger als der andere. Schon den Anblick des dritten kann nicht einmal ich mehr ertragen.« Solche Schwierigkeiten hat der Mann vom Lande nicht erwartet; das Gesetz soll doch jedem und immer zugänglich sein, denkt er, aber als er jetzt den Türhüter in seinem Pelzmantel genauer ansieht, seine große Spitznase, den langen, dünnen, schwarzen tatarischen Bart, entschließt er sich, doch lieber zu warten, bis er die Erlaubnis zum Eintritt bekommt. Der Türhüter gibt ihm einen Schemel und läßt ihn seitwärts von der Tür sich niedersetzen. Dort sitzt er Tage und Jahre. Er macht viele Versuche, eingelassen zu werden, und ermüdet den Türhüter durch seine Bitten. Der Türhüter stellt öfters kleine Verhöre mit ihm an, fragt ihn über seine Heimat aus und nach vielem andern, es sind aber teilnahmslose Fragen, wie sie große Herren stellen, und zum Schlusse sagt er ihm immer wieder, daß er ihn noch nicht einlassen könne. Der Mann, der sich für seine Reise mit vielem ausgerüstet hat, verwendet alles, und sei es noch so wertvoll, um den Türhüter zu bestechen. Dieser nimmt zwar alles an, aber sagt dabei: »Ich nehme es nur an, damit du nicht glaubst, etwas versäumt zu haben.« Während der vielen Jahre beobachtet

der Mann den Türhüter fast ununterbrochen. Er vergißt die andern Türhüter, und dieser erste scheint ihm das einzige Hindernis für den Eintritt in das Gesetz. Er verflucht den unglücklichen Zufall, in den ersten Jahren rücksichtslos und laut, später, als er alt wird, brummt er nur noch vor sich hin. Er wird kindisch, und, da er in dem jahrelangen Studium des Türhüters auch die Flöhe in seinem Pelzkragen erkannt hat, bittet er auch die Flöhe, ihm zu helfen und den Türhüter umzustimmen. Schließlich wird sein Augenlicht schwach, und er weiß nicht, ob es um ihn wirklich dunkler wird, oder ob ihn nur seine Augen täuschen. Wohl aber erkennt er jetzt im Dunkel einen Glanz, der unverlöschlich aus der Türe des Gesetzes bricht. Nun lebt er nicht mehr lange. Vor seinem Tode sammeln sich in seinem Kopfe alle Erfahrungen der ganzen Zeit zu einer Frage, die er bisher an den Türhüter noch nicht gestellt hat. Er winkt ihm zu, da er seinen erstarrenden Körper nicht mehr aufrichten kann. Der Türhüter muß sich tief zu ihm hinunterneigen, denn der Größenunterschied hat sich sehr zuungunsten des Mannes verändert. »Was willst du denn jetzt noch wissen?« fragt der Türhüter, »du bist unersättlich.« »Alle streben doch nach dem Gesetz«, sagt der Mann, »wieso kommt es, daß in den vielen Jahren niemand außer mir Einlaß verlangt hat?« Der Türhüter erkennt, daß der Mann schon an seinem Ende ist, und, um sein vergehendes Gehör noch zu erreichen, brüllt er ihn an: »Hier konnte niemand sonst Einlaß erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.«

-*Franz Kafka, 1915*

Barbarisches Asyl

-von Judith Kopp
(PRO ASYL)

Flüchtlingsschutz gibt es in Bulgarien nur auf dem Papier

An der Peripherie Europas werden Flüchtlinge rabiat behandelt, Flüchtlingsrecht und Menschenrechte nicht selten mit Füßen getreten – so schrecklich, so bekannt. Die an uns in den letzten Monaten herangetragenen Aussagen^[1] von nach Deutschland geflüchteten Flüchtlingen, die über Bulgarien in die EU einreisten, weisen auf eine weitere Eskalation der Unmenschlichkeit hin: Bulgarische Grenzbeamte sollen Schutzsuchende in grenznahen Haftzentren und Gefängnissen unter erniedrigenden Bedingungen einsperren und massiv misshandeln. Außerhalb der Haft ist Obdachlosigkeit von Flüchtlingen weit verbreitet, viele werden Opfer von einem gewalttätigen Rassismus. Die Verweigerung von Schutz und Menschenwürde zieht sich wie ein roter Faden durch die Berichte der Betroffenen – und das, obwohl nicht wenige von ihnen formell einen Schutzstatus erhalten hatten.

Brutal und erniedrigend

Einige Flüchtlinge erzählen übereinstimmend: Von den Schleusern zurückgelassen irrten die Flüchtlinge in den Wäldern im bulgarischen Grenzgebiet umher. Nach Stunden oder Tagen, in denen sie unter Hunger, Durst und Kälte litten, würden sie von Grenzbeamten oder Soldaten aufgegriffen. Bereits bei der Festnahme käme es zu Schlägen, Tritten und Bedrohungen durch Schusswaffen. Gewaltsam würden die Schutzsuchenden in Haftzentren verbracht, in denen menschenrechtswidrige Bedingungen herrschten.

Der irakische Flüchtling R. gelangte 2012 nach Bulgarien. 2014, inzwischen nach Deutschland weitergeflüchtet, berichtet er über brutale und erniedrigende Behandlung durch Polizisten: Er sei gezwungen worden, sich ausziehen, sei gefesselt, geschlagen, getreten, bespuckt, angeschrien und nackt in eine Zelle gesperrt worden. Im Duschaum des Gefängnisses Bosmans hätten ihn fünf Beamte gewaltsam ausgezogen, dann sei er mit einem Schlagstock vergewaltigt worden. Schwere innere Verletzungen seien die Folge gewesen. Seit dieser Zeit leide R. unter Angstzuständen.

„Bei allem Respekt. Man soll nicht meinen, dass in Bulgarien so etwas wie Menschenrechte existieren würden... Warum bin ich mehr als 6 Monate, ohne Anklage, ohne Urteil inhaftiert, gefoltert und misshandelt worden? Warum?“ R., irakischer Flüchtling

A., Flüchtling aus Syrien, wurde 2013 im bulgarischen Grenzgebiet und im Gefängnis Lyubimetz inhaftiert. Auch er berichtet von schweren Misshandlungen, Inhaftierung ohne Kleidung und Schlägen bis zur Bewusstlosigkeit. Flüchtlinge erhielten kaum etwas zu essen, oft würde ihnen der Zugang zur Toilette verweigert.

„Niemand half uns“

Viele Flüchtlinge erhalten nach der Entlassung aus Lagern oder Haft sogar einen Schutzstatus, auch R. und A. Damit ist ihnen aber nicht geholfen: Obdachlosigkeit von Flüchtlingen ist in Bulgarien weit verbreitet, Integrationsmaßnahmen fehlen faktisch, rassistische Übergriffe sind an der Tagesordnung. Sie reichen von verbalen Angriffen und Erniedrigungen über Diskriminierung bis zu physischen Übergriffen. Herr A. beschreibt, wie er zum wiederholten Mal Ziel einer Attacke wurde:

„Als ich mich einmal am helllichten Tag mit einem anderen Flüchtling auf der Straße befand, kam eine Gruppe von etwa 10 Bulgaren auf uns zu und schlug auf uns ein. Wir lagen beide blutend am Boden und sie traten nach. Die Passanten guckten nur zu. Sie durchsuchten unsere Taschen und nahmen mit, was sie finden konnten. Ich hatte ein Handy und 100 Euro. Sie haben es mir entwendet. Niemand half uns.“

Ein im Februar 2015 veröffentlichter Bericht von Amnesty International dokumentiert eine erhebliche gegen Minderheiten gerichtete Gewalt in Bulgarien und klagt die fehlende strafrechtliche Verfolgung entsprechender Vergehen an.

Fluchtweg Bulgarien

2013 wurde Bulgarien im Zuge der syrischen Flüchtlingskrise und aufgrund der Aufrüstung der türkisch-griechischen Grenze für immer mehr Menschen zum Zufluchtsland. Die Zahl der Asylanträge vervielfachte sich von 1.500 im Jahr 2012 auf 7.100 im Jahr 2013 (Eurostat). Die bulgarische Regierung reagierte mit dem sogenannten „Eindämmungsplan“: Rund 1.500 zusätzliche Grenzbeamte wurden entlang der Grenze stationiert, ein bisher 30 Kilometer langer Zaun errichtet und die Präsenz von Frontex erhöht. Zu Beginn des Jahres 2014 war zunächst eine deutliche Abnahme an Schutzgesuchen festzustellen, bis Jahresende stieg ihre Zahl aber mit über 11.000 noch deutlich über den Vorjahreswert.

Die Abschottungspolitik Bulgariens führt zu etlichen völkerrechtswidrigen Zurückweisungen – sogenannten Push Backs – durch bulgarische Grenzbeamte, so Bordermonitoring Bulgaria 2014 sowie Human Rights Watch 2014. Am 12. und 13. März 2015 berichtete lokale Presse von Todesfällen im Zusammenhang mit einer Push Back-Operation. Dabei sollen 17 jehidische Flüchtlinge aus dem Irak unter massiver Gewaltanwendung von bulgarischen Grenzbeamten in die Türkei zurückgeschoben worden sein. Zwei Flüchtlinge seien ersten Zeugenberichten zufolge im Grenzgebiet erfroren – einem von ihnen sei zuvor von der bulgarischen Grenzpolizei ein Bein gebrochen worden.^[2]

Aufnehmen statt abschieben!

Ob anerkannt oder nicht: Flüchtlingen, die aus Bulgarien in ein anderes europäisches Land weitergeflohen sind, droht die Abschiebung. Im Jahr 2014 wandten sich mehr als 20 europäische Staaten an Bulgarien mit der Bitte um Rücküberstellung von insgesamt fast 7.000 Menschen (Novinite, 6. Januar 2015), 4.400 davon aus Deutschland. Tatsächlich wurden jedoch nur 14 Abschiebungen aus Deutschland im Jahr 2014 vorgenommen. Viele Gerichte verhinderten die Überstellung nach Bulgarien, gestützt auf einen Bericht des UNHCR vom April 2014. Oft lief die Überstellungsfrist ab, in einigen Fällen konnte eine Abschiebung durch Kirchenasyl verhindert werden.

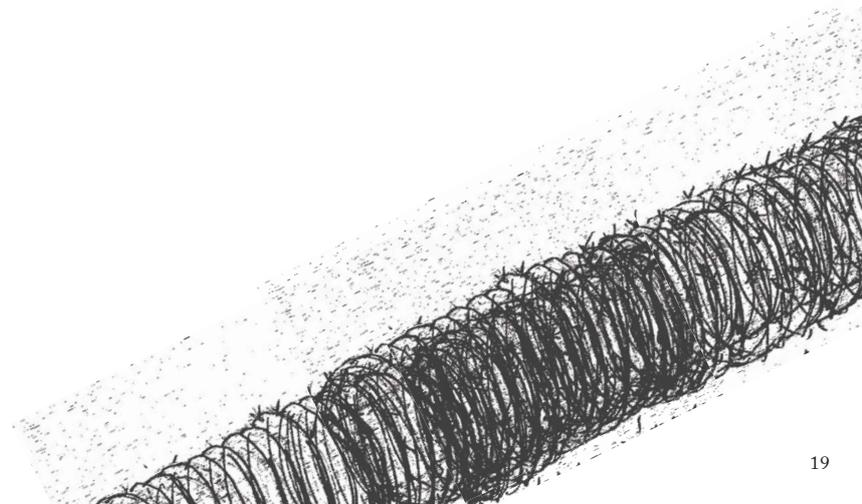
Aus der Sicht von PRO ASYL ist klar: Es dürfen überhaupt keine Abschiebungen nach Bulgarien vollzogen werden, die Schutzbedürftigen müssen hier aufgenommen werden. Die bulgarische Regierung muss die Folter- und Misshandlungsvorwürfe aufklären und menschenrechtswidrige Praktiken unverzüglich unterbinden. Weder in Berlin noch in Brüssel dürfen die Augen weiter verschlossen werden: In Bulgarien gibt es keinen Schutz für Flüchtlinge.

Auch dieser Artikel ist Mitte des Jahres entstanden, zur Aktualität können wir auf neuere Artikel auf proasyl.de zur Lage in Bulgarien verweisen, die keine Verbesserungen sichtbar werden lassen.

Wir bedanken uns ausdrücklich bei PRO ASYL für die Bereitstellung des Artikels.

[1] PROASYL liegen die vollständigen Akten der Einzelfälle vor. Die Namen wurden zum Schutz der Personen anonymisiert.

[2] <http://world.bgnnews.com/yazidis-fleeing-isil-beaten-by-bulgarian-police-freeze-to-death-haberi/4231>



Über die Ausgrenzung der Ausgegrenzten: Eine Deutung der Pegida-Bewegung

-von Viet-Anh Nguyen Duc

[Kommentar: Dieser Text wurde Anfang Februar des Jahres 2015 verfasst und ist somit ein wenig veraltet. Allerdings sind die Mechanismen der Ausgrenzung, die im Folgenden analysiert werden, immer noch höchst aktuell, weshalb ein Blick in diesen Text sich lohnen könnte]

Will man die verschiedenen Mechanismen der Ausgrenzung am Phänomen „Pegida“ verstehen, so empfiehlt es sich, sich für den Einstieg an dem zu orientieren, was „man so sagt und denkt“, das heißt, an der herrschenden Meinung, die, wie wir in der Neujahrsansprache von Merkel gehört haben, auch immer die Meinung der Herrschenden ist, wenn sie sagt:

„Heute rufen manche montags wieder "Wir sind das Volk". Aber tatsächlich meinen Sie: Ihr gehört nicht dazu - wegen Eurer Hautfarbe oder Eurer Religion.

Deshalb sage ich allen, die auf solche Demonstrationen gehen: Folgen Sie denen nicht, die dazu aufrufen! Denn zu oft sind Vorurteile, ist Kälte, ja, sogar Hass in deren Herzen!“^[1]

Kurz gesagt: Merkel ist der Ansicht, dass die Anhänger der Pegida-Bewegung aufgrund ihrer „Vorurteile“, „Kälte“ und „Hass“ eine Fremdenfeindlichkeit ausgebildet haben, die sie mit ihrem Ausruf auf ihren wöchentlichen Demonstrationen, „Wir sind das Volk“, indirekt mitteilen. Nun ist diese These, die Pegida-Anhänger seien vorurteilsbehaftet und kalt, wahrscheinlich weit verbreitet und unter vielen Pegida-Gegnern ziemlich beliebt, aber nichtsdestotrotz verdeckt gerade eine solche, fast schon individualisierende Zuschreibung („Hass in deren Herzen“) eben jene subtilen Mechanismen der Ausgrenzung, indem sie die sozialen Voraussetzungen der gegnerischen Akteure ignorieren.

Nun ist aber eine soziologische Bestimmung der Pegida-Anhänger nicht so einfach; denn der Versuch, Kenntnisse über die Sympathisanten der Pegida-Bewegung über den einfachen Weg der direkten Befragung über Fragebogen oder Kamera zu gewinnen, drohte zu scheitern: Die Mitläufer waren den Medien und Forschern gegenüber zu skeptisch (man denke an den Vorwurf der „Lügenpresse“), teilweise kam es sogar zur Gewalt gegenüber den „Medienvertretern“^[2]. Die meisten Studien blieben daher ohne „Erträge“.^[3] Deswegen mache ich nun eine soziologische Annahme, nämlich, dass sich die Pegida-Anhänger vornehmlich aus der vom Abstieg bedrohten Mittelschicht und der bereits existentiell besorgten Unterschicht, wozu auch viele Rentner gehören, rekrutieren. Sie haben Angst vor dem Abstieg und der Arbeitslosigkeit. Zu einer solchen Annahme gelangt auch Felix Klopotek, wenn er in seinem Artikel „Wahnmachen“ schreibt, dass die „Pegidas“ „ah-

nen“, dass „die Verbannung in die Hartz-Zone jeden treffen kann“^[4]. Gewiss kann man sich aber auch einen eigenen Eindruck machen, indem man bei YouTube Folgendes eingibt: „Pegida: Die Interviews in voller Länge“. Dort äußern sich einige Mitläufer der Bewegung; nicht selten wesentlich empört und wütend. Oftmals, so scheint es, sind die Befragten „knapp bei Kasse“ und ärgern sich darüber, dass die „Schmarotzer“ ihr Asylgeld beziehen, ohne „jemals gearbeitet“ zu haben.

Wenn die Annahme, dass die Pegida-Bewegung sich hauptsächlich aus der bedrohten Mittelschicht (wobei eine Bedrohung auch gilt, wenn sie bloß psychisch vorhanden ist) und der Unterschicht rekrutiert, richtig ist, dann ergibt sich in Bezug auf Merkel nochmal ein neuer Zusammenhang: Die von Merkel benannte „Kälte“ oder „Hass“ „im Herzen“ gründet in Wahrheit in einer existentiellen Angst, die sich einerseits aus den sozialen Umständen ergibt, nämlich kurz vor einer Deklassierung zu stehen (Hartz) oder bereits deklassiert zu sein. Sie haben Angst in der Gesellschaft überflüssig zu werden. Umso verständlicher wird dann das Verlangen nach einer „festen Identität“, nach „Sicherheit“, dem „Heimatlichen“ oder dem „Vertrauten“, das dann in dem halb selbstbewussten, halb verzweifelten Ausruf „Wir sind das Volk“ zum Ausdruck kommt und in rechtsextremistischen Äußerungen gipfelt^[5]. Das kann dann auch ins Absurde fortschreiten, etwa dadurch, dass sie sich im „Kampf“ gegen die „Islamisierung“ auf die „abendländische Tradition“ berufen, ohne sich je mit dieser Tradition auseinandergesetzt zu haben. In Wahrheit sind die „Pegidas“ selbst Ausgegrenzte, zumindest fühlen sie sich von der „Regierung“ einerseits nicht beachtet und andererseits fremdbestimmt, weshalb sie sich darum bemühen Aufmerksamkeit zu gewinnen. Und wie sie das tun, wissen wir durch Merkel: durch die Ausgrenzung der Anderen, der Fremden, durch das perfide „Ihr gehört nicht dazu“. Damit erlangen sie Aufmerksamkeit, aber diese ist negativ.

Deswegen wird es nötig, sich von „den Pegidas“ abzugrenzen, und hier muss man durchaus sagen, dass die Abgrenzung bloß eine weitere Form von Ausgrenzung darstellt, nur liberaler, vorbildlicher, das heißt, in terms of political correctness. Für den Kämpfer der liberalen Werte klingt Ausgrenzung nämlich zu hart, fast schon barbarisch, deswegen hält sich der Liberale an die herrschenden Spielregeln, wofür er übrigens auch kämpft, er zeigt sich unter Umständen auch zivilisierter, zumindest ist das sein Ideal. Felix Klopotek spricht in Bezug auf die „Anti-Pegidas“ auch von einem „Aufstand der Anständigen“^[6].

Natürlich ist auch hier viel Maskierung im Spiel, denn auch bei den „Anti-Pegidas“ greifen die simpelsten Mechanismen der Identitätsbildung, die immer auch eines eindeu-

tigen Feindbildes bedarf. Nur ist es schwer zu sagen, aus welcher Motivlage heraus sie sich abgrenzen. Ich zumindest lese ein Verlangen nach moralischer Sicherheit ab. Denn bei den „Pegidas“ bietet sich nun die einmalige Chance auf der Höhe der Zeit, sich von einem eindeutigen Feind abzugrenzen, einem Feind zu dem man nur „ja“ (=Verräter) oder „nein“ (=Freund) sagen kann. Man muss dabei also nicht wirklich nachdenken, es entlastet von dem Gebrauch der eigenen Urteilsfähigkeit und trotzdem: man hat richtig entschieden. Das scheint für den modernen Menschen besonders wichtig zu sein, der ja weiß, dass es angesichts der Weltprobleme auf jede Entscheidung ankommt, und dass er mit jeder falschen Handlung sein Leben verfehlen kann.

Sicher, dahinter können auch moralische Erwägungen stehen, hinter den Aufrufen nach Vielfalt, Solidarität, Freundschaft, Herzengüte und Vernunftliebe – Liberalismus – kann sich auch ein sehr ehrlicher moralischer Anspruch verbergen, aber dieser Anspruch verirrt sich in einem unüberschaubaren Geflecht merkwürdigster Abstraktionen, wenn er den Zusammenhang von Liberalismus und Kapitalismus übersieht. Schließlich werden die „Überflüssigen“, die von der selbsternannten Leistungsgesellschaft ausgegrenzt werden systematisch reproduziert. Die Leistungsgesellschaft hat immer jene, die nicht genug leisten; sie schafft Druck nach unten und baut auf einer universellen Angst, abgehängt zu werden. Dazu gehören auch die Pegida-Leute und das muss man im Blick haben, vor allem, wenn man ohnehin der Systemgewinner ist, das heißt derjenige, der vom System den sozialen Aufstieg erwarten kann, wie wir, Studierende (der Großteil zumindest). Schließlich hat der Systemgewinner ohnehin Interesse am Liberalismus und grenzt sich gegen seine Gegner ab; und nicht selten sind die Gegner die Verlierer desselben kapitalistischen Systems. Am Ende liefe es darauf hinaus, dass ein absolut moralischer Anspruch – universelle liberale Werte – in Wahrheit bloß der

Ausdruck einer distinktiven Moral ist, sodass man sagen kann, dass die Systemgewinner mit mehr moralischem Kapital ausgestattet sind als die Verlierer, ein Unterschied der sich etwa auch zwischen jenen ausdrücken kann, die Fleisch vom Hof essen, gegenüber jenen, die Fleisch aus dem Tiefkühlregal essen.

Sicherlich sind nicht alle Pegida-Anhänger soziale Absteiger so wie Tiefkühlfleischesser arm, aber man sollte deshalb den Blick für die unsichtbare strukturelle Unterdrückung und Ausgrenzung immer gut im Auge behalten!

Zusammengefasst lauteten die Thesen:

- 1) Die Pegida-Leute sind Ausgegrenzte, die um Identität zu bilden, die Fremden ausgrenzen.
- 2) Die Antipegida-Leute grenzen sich von den Pegida-Leuten ab, weil dies ihnen als moralisch eindeutig erscheint.
- 3) Diese moralische Eindeutigkeit wird durch die Überlegung bezweifelt, wenn der liberale Anspruch vom Kapitalismus abstrahiert wird, der die Menschen überflüssig macht und sie existentiell ängstigt.

[1] <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/neujahrsansprache-angela-merkel-2014-im-wortlaut-a-1010884.html>

[2] <http://www.zeit.de/politik/ausland/2015-01/gauck-pegida-luegenpresse>

[3] <http://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2015-02/wer-ist-pegida-facebook-daten>

[4] Felix Klopotek, Konkret 2/15, „Wahn machen“, S. 16

[5] Welche Ursache als Angst könnte sonst in Frage kommen?

[6] Felix Klopotek, Konkret 2/15, „Wahn machen“, S. 16



**EUROPA ENDLOS
DAS LEBEN IST ZEITLOS**

**EUROPA ENDLOS
PARKS, PALÄSTE UND HOTELS**

**EUROPA ENDLOS
FLÜSSE, BERGE, WÄLDER**

**EUROPA ENDLOS
WIRKLICHKEIT UND
POSTKARTENBILDER**

**EUROPA ENDLOS
ELEGANZ UND DEKADENZ**

- Kraftwerk

Literaturempfehlungen:

Bühler, Johannes: Am Fuße der Festung. Begegnungen vor Europas Grenze. Stuttgart: Schmetterling Verlag, 2015.
Kluge, Alexander: Land der Verheißung/ Festung Europa in: Die Lücke, die der Teufel lässt. Im Umfeld des neuen Jahrhunderts. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2003. S. 837-858.
Oulios, Miltiades: Blackbox Abschiebung. Geschichten und Bilder von Leuten, die gerne geblieben wären. Berlin: Suhrkamp, 2013.

EUROPA ENDLOS

Ein Beitrag des Alex Kluge Fanclubs

Ein Vater geht mit seinem Kind durchs Feld spazieren. Sie kommen an einem kleinen Protestzug gegen geplante Wohnanlagen für Asylsuchende vorbei. Das Kind fragt den Vater was da los sei.

Vater:

In der Nähe des Industriegebiets von Friedberg sollen Häuser gebaut werden, in denen Flüchtlinge untergebracht werden können. Du weißt doch wo das ist?! Hinten beim Baumarkt, in dem wir neulich waren. Und da sollen dann solche Wohnanlagen für Flüchtlinge gebaut werden, damit sie dort leben können. Das stört ein paar Angehörige unserer Gemeinde.

Kind:

Ah, da ist auch die Autowaschanlage. Da ist es voll grau und gar nicht schön. Und was sind Flüchtlinge, Papa?

Vater:

Flüchtlinge sind Menschen, die aus fernen Ländern kommen und ihre Heimat verlassen, weil dort Krieg ist oder sie keine Arbeit, kein Haus oder nicht genug zu Essen haben. In ihrer Heimat herrschen seit einer Ewigkeit chaotische Zustände. Dinge, die für dich ganz normal sind, wie dass du in die Schule gehen kannst, immer was zu essen bekommst und wir Zeit haben, um mit dir zu spielen und du ein Zimmer voller Spielzeug hast, haben Flüchtlinge in ihrer Heimat nicht. Denk immer daran, dein Spielzeug gut zu behandeln, andere Kinder wären froh, wenn sie welches hätten.

Kind:

Die armen Kinder. Zum Glück können sie zu uns kommen. Kommen die Kinder mit dem Flugzeug hierher?

Vater:

Nein, sie kommen in viel zu vollen Booten über den Atlantik oder das Mittelmeer. Manche flüchten mit ihrer ganzen Familie, andere kommen ganz alleine nach Europa. Einige sterben auch dabei. Sie nehmen ein großes Risiko auf sich, weil sie sich in Europa ein besseres Leben erhoffen.

Kind:

Was ist nochmal Europa?

Vater:

Europa ist der Teil der Erde, in dem Deutschland liegt, da leben wir. Wir sind Deutsche und alle Deutschen sind Europäer. Es gibt aber auch noch andere Europäer, zum Beispiel Griechen. Die Griechen, die vor 3000 Jahren lebten, haben den Grundstein für Europa gelegt. Zu den zahlreichen Errungenschaften des antiken Griechenlands gehören unter anderem die Demokratie und die Mathematik. Demokratie bedeutet, dass die Menschen, die in einem Land leben, selbst die Regeln für ihr Zusammenleben frei wählen. In allen europäischen Ländern ist das heutzutage so, wir sind freie Menschen. Zum Beispiel wenn wir gemeinsam beim Sonntagsfrühstück überlegen, wohin wir einen Ausflug machen. Da dürfen alle ein Ziel vorschlagen und wir stimmen zusammen darüber ab. In anderen Ländern ist das nicht so, da bestimmt der Vater, wo es lang geht. In diesen Gesellschaften müssen sich die Menschen den Regeln des Ältesten unterwerfen, ohne sie mitbestimmen zu dürfen. Früher war das bei uns auch noch so aber das ist lange vorbei. Europa hat sich durch harte Arbeit und erfinderischen Ehrgeiz in den letzten Jahrhunderten rasant entwickeln können. Die Europäer erfanden viele nützliche Dinge, wie beispielsweise das Auto, das von einem Deutschen erfunden wurde. Die Europäer haben viel Gutes zur Welt beigetragen. In Europa arbeiten die Menschen hart und gerne. Und das soll auch so bleiben.

Kind:

Das hört sich sehr schön an, das Europa. Zum Glück ist hier kein Krieg.

Vater:

Ja, das finde ich auch! Krieg und Hunger sind ganz schreckliche und grausame Dinge, es wäre schön wenn es sie nicht gäbe, es gibt sie aber nunmal. Und das ist jetzt auch für uns ein Problem. Die Menschen strömen in Massen aus ihrer Heimat nach Europa. In einem Fernsehbeitrag, den ich die Tage gesehen habe, wurden weitere Flüchtlingswellen für dieses Jahr prognostiziert. Wir können aber nicht einfach alle bei uns aufnehmen, die brauchen ja auch was zu Essen und ein Dach überm Kopf, dafür haben wir nicht genug Platz. Und woher soll das Geld dafür kommen? Das kommt von denen, die hart arbeiten, die sollen immer mehr abgeben. Siehst du, in der Heimat von Flüchtlingen ist alles ganz anders, alles sieht anders aus, wie im Dschungelbuch zum Beispiel. Und auch die Menschen sind ganz anders. Wenn jeden Morgen mein Wecker klingelt und ich aufstehe, dann ziehe ich meinen Anzug an und lese Zeitung. Aber nicht zu lange, damit ich pünktlich zur Arbeit komme. Und um zu wissen, mit wem ich mich treffen wollte, habe ich einen Terminkalender. Das alles muss man können, um in der Welt zu leben, in der wir leben. Andere Menschen kennen das so nicht, dass man zur Arbeit geht und sich an die Regeln und Zeiten hält, in ihren Ländern ist das eben nicht so. Bei ihnen ist alles gemüthlicher. Meistens ist es auch heißer

wo sie herkommen, da können sie natürlich nicht so viel arbeiten. Und mit dem Computer oder Maschinen umgehen lernen sie auch nicht, bei meiner Arbeit könnten sie mir gar nicht helfen.

Kind:

Die Mama von Jara ist auch nicht von hier. Ist sie auch ein Flüchtling?

Vater:

Ich glaube schon.

Kind:

Aber sie ist Bäckerin und muss noch viel früher aufstehen als du. Dann kann sie doch gar kein Flüchtling sein. Jaras Mama backt gaaanz leckere Kuchen, so wie die von Mami.

Vater:

Natürlich gibt es auch gute und fleißige Flüchtlinge, Jaras Mutter ist sicher ein guter Mensch und steht früh auf, um ihren Beitrag zu leisten. Für diese Leute sollte man auch Unterkünfte bauen, damit sie es dabei etwas leichter haben. Es gibt aber viele, die unsere Welt nicht verstehen, sie lernen auch nicht unsere Sprache, manchmal wollen sie auch gar kein Deutsch lernen, weil es ihnen hier nicht einmal gefällt. Fremde wie die Mutter von Jara bemühen sich, etwas dazu zu lernen und suchen sich eine Arbeit. Es gibt eben solche und solche. Ich finde, man kann das unterscheiden, man muss dabei nur sehr gründlich sein und keine Mühe scheuen, jedes kleine Detail zu untersuchen. Wer eine böse Absicht hat, weiß sie meist gut zu verstecken. Oft kann man sich dann nur noch auf den eigenen Instinkt verlassen. Als du noch nicht auf der Welt warst, haben Mama und ich einen Handwerker angeheuert, um die Heizung zu reparieren, der kam aus Polen und schien mir gleich verdächtig. Am Abend kam ich früher von der Arbeit nach Hause und sah, wie er sich an meinem besten Cognac bediente. Ohne zu fragen. Er hätte ja fragen können. Auch du fragst, bevor du dir etwas nimmst. Er aber goss sich den Cognac ganz einfach ein. Das sind ganz andere Sitten. Aber immerhin hatte er eine Arbeit. Andere arbeiten gar nicht. Und die sollen dafür auch noch mit einem neuen Zuhause belohnt werden? Ich habe gelesen, dass die Zimmer in den geplanten Unterkünften 16 Quadratmeter groß sind. Viel größer ist dein Zimmer auch nicht.

Kind:

Wie groß ist mein Zimmer?

Vater:

Ungefähr 25 Quadratmeter.

Kind:

Aha. Das reicht mir. Wir können einen Flüchtling bei uns wohnen lassen. Wir könnten doch noch ein Mädchen aufnehmen. Dann habe ich eine Schwester. Sie kann in meinem Besucherbett schlafen und mir helfen, eine Burg im Garten zu bauen, wie die vom Nachbarn Daniel. Und da darf er dann nicht rein.

Vater: (schüttelt lachend den Kopf)

Das würde dir wohl gefallen. So einfach ist das aber nicht. Das ist ein Problem für die Politik. Man muss die Probleme dort anpacken, wo sie entstehen, an der Wurzel, da wo die Leute herkommen, statt die Probleme an denen auszulassen, die mit ihnen nichts zu tun haben, die einfach nur ihre Ruhe haben wollen.

Der neue Mitbewohner

-von Josephine Meier

Seit einigen Wochen sucht Sarah für ihre WG einen vierten Mitbewohner. Es soll jemand sein, der gut in die WG passt, also jemand der Interesse hat am gemeinsamen Abend. Außerdem soll er sauber sein, also die Wohnung rein halten, denkt Sarah. Doch sie sucht vergeblich. Das Problem: Das Zimmer ist erstens ziemlich klein und stinkt gelegentlich, wenn jemand ins Bad zum Scheißen geht.

Sarah erzählt Corinna, ihrer Mitbewohnerin, dass sie bislang Pech hatten mit der Suche. Entweder waren die Bewerber_Innen total sympathisch, dann wollten sie allerdings das kleine Zimmer nicht; oder sie waren eher komisch, meistens hatten sie einen starken Migrationshintergrund, weshalb Sarah sie ablehnte, obwohl sie das Zimmer genommen hätten. Corinna antwortet Sarah, dass sie es total gut findet, dass Sarah sich um alles in der WG kümmert. Sie selbst habe keine Zeit, aber sie findet Sarahs Bemühung gut, nicht irgendwen in die WG zu lassen. Corinna ist nämlich definitiv gegen die Komischen, wie der Araber von gestern, der ganz offensichtlich Interesse an der WG geheuchelt habe, wie sie glaubt. Sarah sagt, dass sie den Araber auch seltsam fand, außerdem habe er auch keinen ordentlichen Eindruck gemacht.

Corinna und Sarah sind sich einig: Es muss definitiv eine Person sein, die gut in die WG passt, das heißt, die sich gut mit Corinna und Sarah versteht.

Manchmal zweifelt Sarah an ihren Bemühungen. Denn so viel Zeit ist nun verflossen, ohne auch nur den geringsten Erfolg. Vielleicht einfach aufgeben und stattdessen einen Hamster einquartieren, überlegt sich Sarah. Denn Sarah liebt die Tiere. Aber Yannik, der dritte Mitbewohner, ist dagegen. Weil er eine Hamster-Allergie hat.

Aber dann kommt O. Er kommt zwar auch aus einem anderen Land, aber im Unterschied zu dem Araber und den anderen Komischen, ist er total aufgeschlossen und gesprächig.

Sarah ist total begeistert. O. interessiert sich nämlich für die deutsche Kultur, will alles Mögliche kennenlernen, er sucht Freunde. Zwar ist er noch nicht lange in Deutschland, aber sein deutsch ist schon hervorragend. O. passt in die WG, sagt Sarah.

O. ist auch total begeistert. Denn bislang wurde er immer von allen WGs abgelehnt, er hatte enorme Schwierigkeiten, ein Zimmer zu finden. Ihm macht es überhaupt nichts aus, dass das Zimmer klein ist und gelegentlich nach Scheiße riecht, sagt O. Hauptsache, das Zimmer ist billig, sagt O. Aber er freut sich vor allem, die anderen WG-Mitbewohner kennenzulernen.

O. kann nicht einschlafen

In der ersten Nacht kann O. kaum einschlafen. Nicht, weil das Zimmer stinkt, sondern weil er unglaublich aufgeregt ist. Er will sich unbedingt mit seinen neuen WG-Mitbe-

wohnern anfreunden. Er findet sie alle sehr sympathisch, vor allem, weil er den Eindruck hat, dass sie ihn sympathisch finden.

Sein bisheriger Aufenthalt in Deutschland war erbärmlich deprimierend. Er hat in einem Studierendenwohnheim gewohnt, mit etwa 20 Leuten auf einem Flur. Die meisten kamen auch aus anderen Ländern, wie er, aber nirgends fand er richtige Freunde. Die Anderen blieben entweder unter sich, oder waren vereinzelt, wie er. Das heißt nicht, dass sie mit ihm nicht geredet hätten. In der Küche haben sie alle beim Kochen miteinander geplaudert. Wie heißt du? Was studierst du? Wie lange bist du schon in Deutschland?

Anfangs war O. ständig in der Küche, weil er es liebte, neue Leute kennenzulernen. Aber irgendwann gab er es auf, weil immer neue Leute ein- und auszogen, sodass er seine Bekanntschaften nie vertiefen konnte. Das alles war sehr deprimierend.

Aber das wird sich jetzt alles ändern, denkt O., jetzt wohne ich in einer richtigen Wohngemeinschaft. Sarah ist sehr nett. Sie hat mit mir viel gesprochen, denkt O. Corinna ist auch nett, denkt O. Aber sie muss viel Lernen und hat wenig Zeit. Mit Yannik kann ich mich wahrscheinlich sehr gut anfreunden. Er reist gerne und interessiert sich für andere Kulturen hat er mir gesagt, denkt O. Mit ihm kann ich bestimmt viel reden.

Ohne Zweifel macht sich O. sehr viele Gedanken. Er will unbedingt dazugehören, er will nicht mehr so vereinsamt in Deutschland leben, wie bisher.

Einige Wochen vergehen

Yannik findet O. nervig. Er stellt immer so dumme Fragen, denkt Yannik. Was weißt du über die Bockwurst, hat O. gefragt. Die Frage sollte sowas wie ein lustiges Gespräch veranlassen. O. hat gehofft, dass Yannik nun anfängt, in einer ausschweifenden Art und Weise von der Entstehung der Bockwurst zu erzählen, er hat gehofft, dass er irgendetwas über die deutsche Kultur erfährt. Aber Yannik hat schon lange keine Lust mehr auf ein Gespräch.

Eine Bockwurst ist eine Bockwurst, hat Yannik geantwortet. Dann geht Yannik wieder in sein Zimmer. Er will lieber zocken.

Yannik interessiert sich zwar für fremde Kulturen, aber nicht mehr für O. Am Anfang war es noch ganz lustig, aber die Lustigkeit hat sich in Langeweile verwandelt. Ständig sucht O. Gespräche auf, kaum kommt Yannik aus seinem Zimmer, kommt O. auch ganz zufällig aus seinem Zimmer und fragt, wie es ihm geht. Das macht Yannik ganz verrückt. Dabei weiß O. ganz genau, wie es mir geht, warum fragt er dann ständig, denkt Yannik. Tagtäglich verfolgt ihn dieser O., der irgendwelche kulturellen Nichtigkeiten bequatschen will. Aber irgendwann ist auch mal genug, denkt Yannik.





Auch mit Corinna gibt es Probleme. O. trennt seinen Müll nicht. Die ganze Zeit erinnert Corinna ihn daran, den Müll richtig zu trennen, aber O. vergisst es die ganze Zeit. O. hat nämlich überhaupt kein Umweltbewusstsein, denkt sich Corinna. Wer kein Umweltbewusstsein hat, muss zweifellos auch kein Bewusstsein für die Tiere haben, so Corinna. Und das stimmt, O. isst immer nur tiefgefrorenes Fleisch aus der Fabrik, er konsumiert viel zu viel Fleisch. Ihm sind die Tiere total egal. Und zudem trinkt O. immer nur ungesundes Trinkzeug, das total klebrig ist. Corinna findet das richtig eklig. O. findet es lecker und er fragt, ob Corinna nicht mal probieren will. Aber das widert Corinna nur an.

Nur Sarah redet immer wieder mal mit O. Sie ist von Natur aus gesprächig und lässt sich gerne auf andere ein. So darf O. manchmal in Sarahs Zimmer zum Quatschen. O. erzählt gerne Witze. Normalerweise lacht niemand, weil niemand seine Witze versteht, aber Sarah, die nun O. ganz gut kennt, kann manchmal auch lachen. Viele Witze findet sie aber auch etwas geschmacklos, weil sie einfach frauenfeindlich sind. Aber O. meint es wahrscheinlich nicht so, denkt Sarah.

Liebe

O. hat sich sofort in Sarah verliebt. Sarah ist nicht nur nett, sondern auch richtig schön. Und je mehr O. sich in Sarah verliebt, desto schöner wird sie. Ihre Augen, ihre Lippen, ihr Mund und ihre Beine. Und dann ihre Brüste, ihr Gesicht... Gibt es jemand schöneres als Sarah? Daran zweifelt O. nicht mehr, sondern er zweifelt nur noch an sich selbst. Das Problem ist, dass ich zu schüchtern bin, denkt sich O. Also muss ich meine Schüchternheit überwinden. Aber wie?

O. klopft an Sarahs Tür, aber sie macht nicht auf. Dann kommt Yannik, also redet O. ein wenig mit Yannik. Allerdings ist Yannik etwas schweigsam und passiv. Er fragt nie, wie es mir geht, denkt O. Dabei geht es O. nicht immer blendend. Aber daran ist O. selbst Schuld. Er kommt zwar immer sehr gut gelaunt zu seinen WG-Mitbewohnern, er lacht immer sehr schnell und bei jedem Unsinn, aber in Wirklichkeit fühlt er sich nicht immer ganz wohl, teilweise etwas ignoriert. Das kommt bei Yannik immer so rüber,

als wolle O. ihm etwas verkaufen. Es ist ein Lachen, das sich mit Unsicherheit vermischt. Ein halb geheucheltes, halb verunsichertes Lachen. So lacht O.

Mittlerweile hängt in der Küche nun ein gemeinsames WG-Foto, wo auch er abgebildet ist; er lächelt am meisten, während die anderen nur auf die Kamera schauen. O. hat das Foto sofort zu seinem Facebook-Profilbild gemacht. Seine Verwandten haben alle dieses Foto geliked. Aber er hat den Eindruck, dass er sich etwas vor macht. Dann gerät er oft in eine existenzielle Krise: Er ist sich nicht sicher, was er von seinem Leben halten soll.

Die Gefühle in O. schießen nur so durcheinander. O. glaubt, dass das alles damit zusammenhängt, dass er verliebt ist. Dennoch glaubt er an die Liebe. Er will Sarah erobern.

Party

Die Stimmung ist richtig gut, und O. fühlt sich wohler denn je. Sehr viele verschiedene Leute sind in der WG und machen Stimmung. Endlich ist O. auf einer Party, wo er nicht nur zuschaut, denkt O. Viele Menschen reden mit O., sie fragen ihn und sind interessiert daran, was er studiert, was er macht und so. Das gefällt O. sehr gut und er ist definitiv auf einem Stimmungshoch.

O. wird nun immer selbstbewusster, denn er hat das Gefühl, dass er nun viele Freunde hat. Dabei kennt er sie erst seit einer halben Stunde. Das hat auch mit dem Alkohol zu tun, denn er hat schon sehr viel getrunken.

Dann will er selbst aktiv die Party lenken, indem er selbst die Musik wählt. Doch er wählt die falsche und gerät in eine Distinktionsfalle. Er wählt nämlich eine Musik, die man gelegentlich nur auf Kirmesbudendiskos hört, weil er glaubt, so wird Party gemacht. Aber die Gruppe, mit der er gerade feiert, grenzt sich von solcher Musik ab, sie hören ganz anderes Zeug.

Deswegen kommt Yoshua und wechselt die Musik. Nun ist deutlich geworden, dass O. keinen Geschmack hat. Yoshua hat die richtige Musik gewählt, denn nun tanzt Sarah. Yoshua hat Geschmack bewiesen, während O. geschmacklos ist. Aber das ist jetzt egal, denn Sarah tanzt und O. konzentriert sich jetzt nur noch auf den Gedanken, mit Sarah zu tanzen.

Bald kommt noch eine Freundin von Sarah. O. geht nun auch auf die Tanzfläche, er will mit Sarah tanzen, denn jetzt ist seine Chance gekommen. Es ist nun an der Zeit, die Schüchternheit zu überwinden, denkt O. O. macht einige Partymoves und geht auf Sarah zu... O. sagt zu Sarah, dass ihm Tanzen sehr viel Spaß bereitet.

O. tanzt jetzt alleine, denn Sarah und ihre Freundin wollen was trinken, haben sie gesagt. Aber wenn dir das Tanzen Spaß macht, dann tanze ruhig weiter, sagt Sarah.

Nun kann O. entweder weiter tanzen (alleine), dann kann er den Schein aufrecht erhalten, als wolle er tatsächlich nur tanzen. Oder er läuft Sarah hinterher und dann weiß jeder, dass er von ihr etwas will. Aber es ist recht egal, wie O. sich entscheidet, denn im Grunde genommen weiß jetzt jeder, was O. in Wahrheit will, das ist mittlerweile völlig offensichtlich geworden. Aber das wird alles natürlich nicht ausgesprochen, sondern bleibt im Geheimen.

Geschlossene Türen

Merkwürdigerweise hat sich nun auch Sarah von O. distanziert. Sie ist immer beschäftigt, hat keine Zeit mehr zum Reden. Auch Corinna und Yannik reden selten noch mit O., aber untereinander reden sie und lachen recht häufig.

O. hingegen ist emotional etwas angeschlagen. Er fühlt sich in der WG nicht wohl. Manchmal macht er sich noch falsche Hoffnungen, wenn Sarah mit ihm ein wenig auf dem Flur redet. Dann erzählt er ihr, wie es ihm geht, dass er gerade in einer Krise ist. Das schaffst du schon, jeder kommt mal in eine Depression, meint Sarah. Dann verschließt sie ihre Tür.

Bald merken auch Yannik und Corinna, dass etwas mit O. nicht stimmt. Er ist nicht mehr so gut gelaunt wie sonst, er fragt auch kaum noch. Du sitzt ja gar nicht mehr in der Küche und bist die ganze Zeit in deinem Zimmer. Ist was los?, fragen sie.

Doch O. hat keine Lust, ihnen zu erklären, was er fühlt. Eigentlich müssten sie es wissen. Sie sind selbst Teil des Problems: Sie hätten sich mehr Zeit nehmen sollen für ihn, doch haben sie sich nie auf ihn eingelassen. Sie hätten sich mit ihm anfreunden sollen, Interesse hätten sie erwidern können. Erst jetzt, wo es O. schlecht geht, fragen sie ihn, was los sei.

Aber da die beiden ihn nun gefragt haben und er irgendetwas antworten muss, sagt er, er bräuchte etwas Ruhe und Abstand. Yannik und Corinna nicken verständnisvoll. Jeder braucht mal Ruhe.

O. hat keine Lust mehr auf Gesellschaft. Er hält sich nun auch nur noch in seinem Zimmer auf und isoliert sich von den anderen. In seinem Zimmer stinkt es nach Scheiße.

Urlaub

Nun sind Sarah, Yannik und Corinna im Urlaub. Im Prinzip alle aus der WG, nur O. nicht. Das ist Ausgrenzung, was ihnen mehr oder minder bewusst ist; aber sie haben eine Ausrede: O. wollte ja Ruhe, nun hat er Ruhe.

Umgekehrt haben sie jetzt Ruhe von O. Der war die letzten Wochen ziemlich anstrengend, meint Yannik. Stimmt, so Corinna. Sarah schweigt.

Irgendwie tut O. Sarah leid, aber er hat ihr schon immer Leid getan. Er bemüht sich so sehr, in einen Freundeskreis

integriert zu werden, aber er scheitert, weil niemand sich richtig auf ihn einlassen will. Das merkt Sarah jetzt erst so richtig, aber sie weiß nicht, wie sie nun mit der Situation umgehen soll, denn schließlich will O. mehr von Sarah als Freundschaft, glaubt sie.

Also schweigt Sarah darüber, als sei nichts gewesen. Sie tut so, als wüsste sie davon nichts. Das ist ihre Strategie, mit diesem Problem umzugehen.

Yannik und Corinna hingegen regen sich nun grundsätzlich über O. auf, denn er hat auf Facebook gefragt, warum er nicht informiert wurde. Warum hat mich niemand gefragt? Warum hat mir niemand Bescheid gesagt? O. macht den anderen ein schlechtes Gewissen. Denn nun haben alle drei das Gefühl, dass sie ihn ausgegrenzt haben. Er tut ihnen Leid.

Aber das alles verwandelt sich schnell in Aggression. Jetzt ist Yannik wütend auf O. Er ist halt ein komischer Mensch, meint Yannik. Corinna ist derselben Meinung. Aber Sarah verteidigt nun O. Er ist depressiv, sagt sie. Aber egal, wir müssen jetzt erst einmal unseren Urlaub genießen, meint Sarah.

Zu Hause macht Corinna O. den genialen Vorschlag, sich therapieren zu lassen. Es ist normal, dass man psychische Probleme hat. Meinem Bruder erging es auch so, meint Corinna.

Die Aborigines

-von einem Rassisten

Die Aborigines sind, wie ich denke, ohne Zweifel die schlimmsten unter den Arbeitslosen in unserer Stadt, vielleicht sogar die schlimmsten auf unserem schönen kleinen Kontinent, denn im Unterschied zu den normalen Arbeitslosen glauben sie, diese Aborigines, sie hätten ein Recht dazu, auf eine rücksichtslose Weise ihre Zeit durch Untätigkeit zu verschwenden, während wir Einwohner jeden Tag unter größter Anstrengung unsere Arbeit verrichten müssen, um unser Geld zu verdienen. Sie kommen dann immer aus ihren Reservaten oder aus ihren kleinen, dreckigen Wohnungen aus der Vorstadt oder auch aus der Unterstadt (down-town) ohne sich auch nur im Geringsten für ihre Arbeitslosigkeit zu schämen und denken sich mit einem verräterischen Grinsen im Gesicht: Wenn die Steuergelder der Anderen doch für mein Überleben ausreichen – wozu also arbeiten? Und weiter denken sie sich dann: Wenn ich mich nicht an die Regeln meines Arbeitgebers halten muss, wozu mich waschen?

Und so leben sie ein völlig unzivilisiertes, unkultiviertes Leben, wie ihre Vorfahren – die Ur-Horden-Menschen –, die sich weder pflegen noch rasieren, und folglich immer ekelhaft riechen und übel aussehen, besonders dann, wenn sie sich ihrer verschwenderischen Glücksspielsucht oder ihrem verantwortungslosen Alkoholismus hingeben, der schlimmer ist, als der Alkoholismus des normalen Arbeitslosen, denn die Aborigines glauben, sie dürfen mit Recht machen, was sie wollen und machen natürlich das, was uns am meisten stört.

In Wahrheit glauben sie nämlich, an uns nachträglich Rache ausüben zu dürfen, weil die britischen Kolonialisten damals ihren Kontinent eingenommen und ihre Vorfahren unterdrückt haben, jetzt sind wir an der Reihe, glauben sie. Deswegen fangen sie jetzt an, aus ihren Reservaten zu kommen und die Stadt allmählich zu besiedeln, um uns Einwohner bei der Arbeit zu belästigen, das freut sie. Und weil es ihnen eine riesige Freude bereitet, uns zu stören und zu belästigen, fahren sie mit dem Ferrari herum (das Geld haben sie unverdienterweise von irgendwelchen Spendenorganisationen bekommen) und machen einen riesen Lärm mit ihrem Motor (weil sie wissen, dass uns das am meisten stört; wer will keinen Ferrari haben?), sie beklaun unsere armen Touristen und hinterlassen einen ekelhaften Uringestank im Supermarkt durch ihre bloße Anwesenheit.

Ich musste letztens noch einen Aborigine bitten, aus dem Supermarkt zu gehen, er stand nur rum. Aber sein Rumstehen alleine versetzt unsere Touristen, von denen unsere Stadt lebt, in Angst und Schrecken, sie meiden dann die Supermärkte, wo die Aborigines herumlungern, weil sie zurecht denken, sie seien gemeingefährliche Verbrecher. Mich hat mal ein Tourist gefragt, wie viele von den



Aborigines eigentlich im Gefängnis sitzen, ich habe dann aus Scham weggeschaut und geantwortet: das wollen Sie gar nicht wissen.

Die ganze Stadt leidet unter der brutalen Stumpfheit der Aborigines, die sich einfach nicht integrieren wollen. Sie bleiben immer unter sich oder leben ein vereinzelt, wahrloses Leben, das die Presse mit vielen kuriosen Geschichten versorgt.

Es gab natürlich auch gescheiterte Integrationsversuche, aber im Grunde genommen überwiegen unsere Wohltaten. Vorher haben sie noch an ihre völlig erfundenen und in sich widersprüchlichen Traumwelten geglaubt, jetzt aber haben sie erst eine solide Grundlage des Glaubens; das alles beruht auf der bewundernswerten Leistung unserer christlichen Missionare. Zuvor waren sie ebenso obdachlos – sie hatten noch nicht einmal einen Lebensstandard erschaffen – und lebten folglich wie Obdachlose, die dursten mussten, wenn sie kein Wasser fanden; wir haben ihnen Reservate mit Häusern zugeteilt und eine hervorragende Wasserversorgung gegeben. Früher waren sie ihrem unfähigen Mediziner ausgeliefert, heute profitieren sie von unserer modernen Medizin. Sie mussten früher Bumerange werfen, jetzt gehen sie in unsere Supermärkte. Man sieht, dass wir ihnen einen Lebensstandard verschafft haben, von dem sie nicht hätten träumen können.

Dabei haben wir uns immer bemüht, ihnen Möglichkeiten zu geben, einen Platz in unserer Gesellschaft zu finden. So haben sie sogar ein Recht darauf, bei uns zu studieren, ohne jemals etwas dafür geleistet zu haben; aber sie ziehen es vor, alles, was den Menschen kultiviert, zu meiden. Sie lassen ihre Studienplätze einfach leer stehen, während die armen Studierenden um einen Studienplatz kämpfen müssen. Wie ist das möglich?

Ich habe mit meiner gesamten Nachbarschaft über diese

Frage diskutiert und wir sind uns einig: Es ist die instinktive Faulheit. Die Aborigines sind nämlich von Natur aus zur Faulheit veranlagt, sie waschen sich nicht, sie arbeiten nicht, sie machen nichts, was irgendwie Mühe kostet. Das ist genetisch veranlagt, denn ihnen fehlen so einige Enzyme. Das ist das gleiche wie beim Alkohol, ihnen fehlt das Alkoholenzym, das für den Alkoholabbau notwendig ist. Deswegen vertragen sie den Alkohol nicht – und dennoch stürzen sie sich in den Alkoholismus. Der Alkoholismus ist eine Art und Weise ihre Faulheit auszuleben.

Gerade weil sie von Natur aus zur Faulheit veranlagt sind und diese Tatsache den Alkoholismus begünstigt, waren sie auch den weiter entwickelten Europäern vollkommen unterlegen. Die Europäer haben nämlich immer fleißig gearbeitet und durch solide Forschung die Naturbeherrschung perfektioniert, während die sogenannten Urmenschen nur herumgelungerten und ihren Faulheitstrieb hemmungslos ausgelebt haben. Es ist also kein Wunder, dass sie von uns überholt wurden.

Aber die ganzen Aborigines aus der Unterstadt (downtown), die aus dem Mund stinken, wie Vieh, weil sie sich noch nicht einmal die Zähne putzen, sagen immer, ihre

Geschichte sei eine Geschichte der Unterdrückung; ich hingegen behaupte, dass es eine Ausrede für ihre natürlich veranlagte Faulheit ist. Sie sagen es gäbe ein Recht für Einheimische, ich hingegen sage, es gibt ein Recht des Stärkeren oder besser gesagt: das Recht des Fortschritts und der Fortschritt siegt immer. Schließlich benutzen die Aborigines heute auch unsere Smart-Phones und Laptops, um auch in der virtuellen Welt herumzulungern. In Wahrheit haben sie schon längst den Bezug zu ihrer Vergangenheit verloren, auf die sie sich beziehen, um unsere Steuergelder einzutreiben. Sie können noch nicht einmal Bumerang werfen. Ich bin gestern in die Unterstadt gegangen, habe mich in die stinkenden Häuser hinein gewagt und habe einen Aborigene herausgefordert, Bumerang zu werfen, obwohl ich noch nie in meinem Leben Bumerang geworfen habe – man rate bloß, wer weiter geworfen hat.

Aber ich muss zugeben, dass es auch Ausnahmen gibt. Ein Aborigine, der in meiner Nachbarschaft wohnt, hat sich hervorragend angepasst. Er hat sich von unten nach oben bei McDonald's hochgearbeitet und verdient von uns allen die höchste Anerkennung.

Die Außenseiter

-von Josephine Meier

Ich finde an unserem Schicksal lässt sich, wie kaum sonst, hervorragend demonstrieren, was soziale Ausgrenzung bedeutet, wie sie funktioniert und im echten Leben realisiert wird, so Mike, der kleine Fettsack. Allein die Tatsache, dass wir beide Fettsäcke sind und permanent von den anderen Kindern gemobbt werden, dürfte schon völlig genügen, um plausibel zu machen, dass wir faktisch Ausgegrenzte sind, oder was dasselbe sein dürfte: Außenseiter.

Ja du hast völlig recht, so Thorsten, der von seinen Klassenkameraden immer der grosse Fettsack genannt wird, im Unterschied zu Mike, dem kleinen Fettsack. Ich glaube, so denkt Thorsten, dass es keinen Unterschied macht, ob man nun von Ausgegrenzten oder von Außenseitern redet, denn die Wirkung ist stets dieselbe und darauf kommt es an. Mit Wirkung meine ich, dass wir im praktischen, wirklichen Leben tatsächlich anders behandelt werden, was man ja schon alleine daran verdeutlichen könnte, dass die unterdrückenden Kinder die Namen: der kleine Fettsack und der grosse Fettsack gegeben haben, weil sie das lustig finden, uns auf unsere gewaltige Körpermasse zu reduzieren und dabei von unseren seelischen, emotionalen und sonstigen Eigenschaften abstrahieren. Eine Gemeinheit!

Eine widerliche Gemeinheit ist es, so Mike, von allen unseren inneren Qualitäten zu abstrahieren, um unsere Fettleibigkeit zu betonen. Dabei kann ich nichts dafür, dass

ich dick bin. Ich fahre jeden Tag Fahrrad zur Schule und ernähre mich gesund, so Mike. Es sind einfach die biologischen Faktoren die einen so aussehen lassen, wie man aussieht; völlig willkürliche Natureigenschaften, wofür wir ja nichts können.

Oder es sind gesundheitliche Aspekte, wie es bei mir der Fall ist, so Thorsten. Ich habe Asthma und habe Atemnot, wenn ich mich zu viel bewege. Daraus folgt doch ganz klar, dass ich mich im Durchschnitt weniger bewege als die anderen. Allein diese Abweichung führt dann dazu, dass die anderen sich über mich lustig machen. Sie sagen zu mir nicht nur „grosser Fettsack“, sondern auch noch „faules Schwein“, um mich zu ärgern. Dabei wissen sie ganz genau, dass ich Asthma habe, so Thorsten.

Wir beide weichen einfach von der Norm ab, wir sind nicht angepasst genug, so Mike. Das allein reicht schon aus, um uns zu mobben.



Die Ausgrenzung stiftet Gruppenidentität

Aber darauf haben die anderen Kinder es eben abgesehen, so Thorsten, gerade die beliebten Kinder haben in sich einen Instinkt zur Ausgrenzung notwendigerweise angeeignet, einen Ausgrenzungsinstinkt, der zugleich ein Überlebensinstinkt ist. Um eine Gruppenidentität zu stiften muss man halt immer Einzelne ausgrenzen, erst recht, wenn man zu den Beliebten gehören will. Und Ausgrenzung ist ja am besten möglich bei jenen, die von der sozialen Norm abweichen, also durch Fettleibigkeit, Hässlichkeit oder sonstige Andersartigkeit auffallen, und da wir uns ohne Weiteres unter den Fettleibigen subsumieren können, ist es überhaupt kein Zufall, dass wir ausgegrenzt werden.

Die beliebten Kinder sind immer zugleich auch die unterdrückenden Kinder, sagt Mike. Aus dem Einen folgt das Andere. Wenn man beliebt sein will, dann muss man eben jene definieren, die nicht beliebt sind. Das ist die Logik dahinter, so Mike. Sie ist noch völlig offensichtlich und banal bei uns Kindern. Ich wette, dass mit zunehmendem Alter die Strukturen der Ausgrenzung bloß subtiler werden.

Stimmt, so Thorsten. Das gilt ja auch für die Schönheit und Hässlichkeit. Besonders bei den Mädchen. Damit es schöne Mädchen gibt, muss es auch immer hässliche geben. Dabei hängt Schönheit und Hässlichkeit von kulturellen Setzungen ab, was bedeutet, dass diese willkürlich ist. Dahinter steckt nichts anderes als die Logik der Macht. Das kann man besonders deutlich an Inas Schicksal ablesen, wie ich finde, so Mike. Ina gehört zu den hässlichen Menschen. Sie bekommt nie Aufmerksamkeit von den Jungs und die beliebten Mädchen wollen mit ihr nichts zu tun haben, so Mike.

Aber wir wollen ja auch nichts mit ihr zu tun haben, so Thorsten. Heisst das, dass Ausgegrenzte, wie wir, selbst andere ausgrenzen? Könnte dahinter das Bedürfnis stecken, dass Ausgegrenzte selbst ausgrenzen wollen, um sich den Anschein geben zu können, dass sie die „Beliebten“ sind?

Es könnte aber auch noch einen anderen Grund haben, so Mike, warum wir mit der Aussenseiterin Ina nichts zu tun haben. Weil wir sie nicht mögen. Sie ist uns charakterlich unsympathisch, wäre sie charakterlich anders disponiert, würden wir vielleicht mit ihr gemeinsam in der Pause reden. Aber weil sie uns unsympathisch ist, reden wir nicht mit ihr.

Den Fehler, den du bei deinen Schlussfolgerungen begehest, so Thorsten, besteht darin, dass du charakterliche Eigenschaften unabhängig von der sozialen Entwicklung betrachtest. Du schreibst ihr ganzes Verhalten ihrer Persönlichkeit zu und sagst, dass dir die Persönlichkeit unsympathisch ist, was nichts mit ihrer Hässlichkeit zu tun haben soll, so Thorsten.

Meinst du etwa, so Mike, dass ihre Persönlichkeit von den äusseren Umständen abgeleitet ist? Das könnte auch Sinn machen, denn wenn man ausgegrenzt wird, dann entwickelt man sich ja immer unter dem Gesichtspunkt des Ausgegrenztseins, was dazu führt, dass man sich unter

Umständen nicht wie normal verhält.

Du hast hervorragend geschlussfolgert, so Thorsten. Als Außenseiter wird man ja notwendig eine merkwürdige Persönlichkeit ausbilden, was dann dazu führt, dass man als eine merkwürdige Persönlichkeit wahrgenommen wird. Dann sagen die anderen Kinder: „Wir finden diesen Menschen sehr eigenartig und weil er so eigenartig ist, wollen wir mit ihm nichts zu tun haben“. So legitimieren sich die Unterdrücker.

Die Ausgrenzung findet immer irgendeine Legitimation

Das erkenne ich auch bei Mazipan, dem Ausländer in unserer Klasse, so Mike. Sie finden ihn alle seltsam und reden nur selten mit ihm, weil sie nicht wissen, was sie mit ihm bereden sollten, so Mike. Ein Klassenkamerad von uns hat gestern gesagt: „Ich finde ihn seltsam, darum lade ich ihn nicht zu meinem Geburtstag ein. Aber ich habe nichts gegen Ausländer“.

Dabei ist er natürlich anders, weil er einen Migrationshintergrund hat, so Thorsten. Es ist ja nicht nur die Hautfarbe, der Gesichtstyp oder der Schweissgeruch, der ihn anders macht, sondern auch seine Sozialisation, die er von zu Hause erhalten hat. Anstatt diese vielen soziologischen Aspekte zu reflektieren, die ja notwendig machen, dass jemand sich etwas anders verhält, mobben sie ihn, weil er bei Yu-Gi-Oh nur gefälschte Karten besitzt.

An diesem Kartenspiel, so Mike, kann man hervorragend soziale Ausgrenzung demonstrieren. Denn Mazipan, der Ausländer, hat kein Geld, womit er sich diese teuren Karten leisten könnte. Daher muss er sich gefälschte Karten besorgen, um mitzuspielen. Aber sobald er einmal dann versucht, mit den beliebten Kindern zu spielen, die die Karten im Original besitzen, wird er ausgelacht, weil man ganz offensichtlich erkennen kann, dass es sich hierbei um gefälschte Karten handelt.

Im Prinzip könnten die beliebten Kinder mit Mazipan spielen und sagen, dass es keinen Unterschied macht, ob es sich um gefälschte oder um originale Karten handelt. Aber so läuft das hier in unserer Welt nicht. Alles ist durchzogen von sozialer Herrschaft, wie ich denke, Thorsten.

Ja deswegen werden wir beide ja auch ständig ausgegrenzt, so Mike, weil wir dick und fett sind. Das fällt den Kindern immer sofort auf. Das ist unser Verhängnis. Eine kleine Abweichung von der Norm genügt, um gemobbt zu werden. Und wenn diese Abweichung sichtbar wird, was bei uns beiden vor allem im Schwimmunterricht der Fall ist, dann hat man verloren und kann nichts dagegen unternehmen.

„Über die Amis am Golf und was wir davon haben“

-AK Ideologiekritik

Mit der „NSA-Affäre“ ging im Juni 2013 ein Ruck durch Deutschland: Nach dem Bekanntwerden von Abhör- und Spionageaktionen gegen Privatpersonen und auch Regierungsmitarbeiter im größeren Stil wurde allerorts auf den Straßen demonstriert, ebenso zahlreiche Bürgerrechtsorganisationen gegründet. Seit Juli 2013 war es auch in Griesheim bei Darmstadt deswegen regelmäßig zu sogenannten Spaziergängen zum Dagger-Complex gekommen, einem Stützpunkt von militärischen Nachrichtendiensten der Vereinigten Staaten, am prominentesten hierbei die NSA. Zahlreiche Bürger machten nun dem eigenen Unmut über vermeintliche und tatsächliche „Eingriffe ins Privatleben“ durch verschiedene Sicherheitsorgane Luft.

Dreißig Jahre zuvor waren die Mittel weniger zimperlich: Im Dezember 1982 wurde in der zur dortigen Kaserne gehörigen Jefferson Siedlung im Süden Darmstadts eine Autobombe gezündet, ein US-amerikanischer Militärpolizist verletzt. Urheber waren hessische Neonazis, die Tat wurde jedoch zunächst den Revolutionären Zellen zugeschrieben. Naheliegender war dies nun insofern, als etwa auch schon die RAF bekanntermaßen in ihrer Mai-Offensive 1972 US-Kasernen in Frankfurt und Heidelberg angegriffen hatten. Weniger als die „Amerikanisierung“ und „Besatzung“ wurde hier der Protest gegen den Vietnamkrieg als Grund aufgeführt. Zufällig sind die Gemeinsamkeiten trotzdem nicht, und dass die Taten sowohl von Nazis und von Linksradikalen gleichermaßen hätten verübt worden sein können, so nicht völlig abwegig. Denn dass gegen die Zudringlichkeiten des Staates genau dort protestiert wird, wo dieser – zwar als Besatzungsmacht, aber doch eben auch als fremder Souverän, der sich außerhalb der Kasernentore eher selten bemerkbar macht – kaum Einfluss auf das jeweilige Leben der Menschen hat, dafür aber umso eindeutiger als Eindringling identifiziert werden kann, hat seine Gründe. Das Speichern von Daten über die an Mutti geschickten SMS gilt so als Skandal, die Formierung eines jeden zur Arbeitsmaschine im Leerlauf durch die Sozialgesetzgebung ist kaum der Rede wert – das deutet schon darauf hin, dass weniger die Deutschen hier besonders links sind und sich für die Freiheit des Individuums und gegen den Souverän positionieren, als die Linken besonders deutsch.

Bevor auf die Frage nach dem Wesen des antiamerikanischen Ressentiments und seinen Hintergrund eingegangen wird, hier noch einige Bemerkungen zur Notwendigkeit der Kritik an diesem, damit zum Anliegen des vorliegenden Textes:

Erstens ist eine regressive Kritik an den Verhältnissen im Kapitalismus – dass es sich nun beim Antiamerikanismus um eine Spielart davon handelt, ist noch zu zeigen – nicht nur bloße Meinung, d.h. Privatvergnügen und Marotte, sondern eine Reaktion auf die Übel der Welt und ihren

Niederschlag im Individuum; eine Reaktion, die sich weniger gegen die verursachenden Zustände, als gegen die ebenfalls in ihnen gefangenen Mitmenschen richtet und auch zur Aktion drängt. Soweit ist diese Erklärung noch tautologisch, denn in der Beschreibung als regressiv steckt schon dieser negative Charakter; wichtig ist aber eben auch, dass hierdurch auch für die gesellschaftliche Praxis relevantes Verhalten bedingt wird. Das sind die oben genannten privaten Spleens und Marotten letztlich auch, etwa gerade im Ausbleiben von gesellschaftlichem Handeln, aber doch in anderem Maßstab. Wer Rassist ist schlägt deswegen noch nicht notwendigerweise Menschen tot, ein Totschläger in Ruhestellung, ein Mitläufer oder Zuarbeiter ist er allemal, ein Eingreifen dagegen kaum zu erwarten. Und ein eben dialektischer Begriff muss hier auch den jeweils enthaltenen Möglichkeitshorizont an Unmenschlichkeiten miteinbeziehen. Denn ebenso wie beim Antisemitismus muss aber auch hier der einzelne Repräsentant dieses abstrakten Gebildes im Zweifelsfall mit seinem Leib dafür büßen, dass sich das antiamerikanische Ressentiment Geltung verschaffen will [1].

Eine weitere Folge für eine Kritik der Verhältnisse, die diesen nicht Namen verdient, ist das Einspannen des Unbehagens an den Verhältnissen letztlich für deren Reproduktion, statt der Abschaffung. So arbeitet das Ressentiment gegen die Kritik und entzieht dem Einzelnen noch die Bedingung der Möglichkeit einer Reflexion des eigenen Unbehagens, der Sublimierung von Wut [2].

Zuletzt liegt nicht zuletzt die Gefährlichkeit des Antiamerikanismus in dessen breiter Anschlussfähigkeit. Die scheinbare Kapitalismuskritik der NPD unterscheidet sich hier oft wenig von traditionslinken Parolen und noch jedes Raunen über die Amis und „das, was die da im Irak machen“ weiß um die weitestgehende Zustimmung in fast allen Lagern. Besonders auch in der Linken tradiert sich hier ein fragwürdiges Konzept des Anti-Imperialismus, das doch letztlich auch für Antiamerikanismus steht. Während etwa offener Antisemitismus in weiten Teilen der deutschen Gesellschaft sanktioniert wird, bedient der Hass auf die Amis doch ein recht dankbares Ressentiment, das seinen Träger nicht ins soziale Abseits befördert. Anders dagegen haben offene Neonazis als die Letzten in der „Prügeltruppe des Kapitals“ (neocommunistinnen), die nützlichen Idioten im abgehängten Hinterland der nationalbefreiten Zonen, zwar zuweilen ihren Auftritt als Avantgarde des Volkswillens, sind aber ansonsten doch eher der peinliche Schmutz in der letzten Ecke der Bundesrepublik des 21. Jahrhunderts.

Grundsätzlich kann und muss nicht nur der Kapitalismus im Allgemeinen kritisiert werden, als ein abstrakter Begriff und ein ungreifbares Wesen, sondern auch stets dessen notwendig auftretende Erscheinung als Ausgangs- und Ansatzpunkt für Denken und Handeln fungieren. Die Kri-

tik am Kapital ist keine, die sich um eine Ausbeutung des Arbeiters schert, die nur auf begrifflicher Ebene rekonstruiert werden könnte, sondern eine, die von der Evidenz, der Offenkundigkeit des erdrückenden Elends der herrschenden Verhältnisse ausgehend schon um ihre Berechtigung weiß. Das heißt nun auch, dass nicht, mit einer irgendwie ontologisch fundierten Morallehre, die Existenz eines selbstbezüglichen Verwertungszusammenhanges oder des ideellen Gesamtkapitalisten Staat den Einspruch gebietet, sondern die stets in den Akteuren und Charaktermasken sich durchsetzende blinde Gewalt der kapitalistischen Verwertung. Vielmehr noch, da es sich hier nicht um einen ökonomistischen Determinismus handelt, in dem jeder Repräsentant einfach nur sein Ausbeutungswerk vollzieht, sondern einen Zusammenhang verstümmelt und dem Tode aussetzt, sondern ein jeweils gegebener nationaler Souverän, und in ihm wiederum die jeweiligen Mörder in Uniform, an Schreibtischen usw.

So ist es nun auch nicht die schlichte Tatsache eines Widerspruches gegen das Handeln der Gewalt, in dem die barbarisierten Einzelnen es stets noch verstehen, sich an Grausamkeiten jenseits dessen zu übertreffen, was ihnen nun „objektiv“ dienlich wäre [3]. Es ist letztlich nicht der abstrakte Staat, der die Menschen einkerkert, zurichtet, der amerikanischen Regierung oder etwa gegen amerikanische Kriege – wie auch nicht an einzelnen Handlungen der israelischen Regierung in der Kritik des Antizionismus – die hier zur Diskussion steht, sondern die hierin gelegene Motivation zum einen, insbesondere, wenn es um linke Kritik geht, und die Sinnhaftigkeit der Argumente zum anderen. Es wird wohl trotzdem zu empörten Kommentaren kommen, die nach dem, „was man nun noch sagen dürfe“ ebenso rhetorisch fragen, wie sie sich um ihre legitime US-Kritik gebracht sehen; dass es nicht um ein Verbot von Kritik geht, sondern um die Frage nach deren Antrieb, deren wirklich dann kritischen Gehalt, wird dann schnell und mit bemerkenswerter Selektivität ausgeblendet [4].

Es handelt sich beim Antiamerikanismus nun eben nicht um adäquate Kritik, sondern um ein Ressentiment, noch dazu eines, das weite Verbreitung findet. Warum?

Es ist nun nicht allein der Gegenstand des als Kritik verstandenen Ressentiments, der dieses zu erst zu einem Ressentiment macht. So ist es durchaus möglich und auch nötig, z.B. die fortsetzende Nichteinmischung der USA in Syrien zu kritisieren, oder die Unterstützung des Putschs in Chile 1973, oder oder; im manisch von der Amerikanisierung Deutschlands schwafelnden Wutbürger und im gegen Yankees wütenden Stalinisten kommt nun aber genau das nicht zum tragen. Und selbst wo noch auf bestimmte Ereignisse verwiesen wird, erfolgt dies aus durchaus instrumentellen Gründen. Wichtig scheint uns hier jedoch zunächst, die verschiedenen Stoßrichtungen von „Amerika-Kritik“ zu unterscheiden, um sie schlussendlich

auf ihren gemeinsamen Nenner bringen zu können. Im Antiamerikanismus vereinen sich mehrere Stränge politischer Ideologien und Welterklärungsmuster nicht ganz zufällig. Zum einen setzt sich in ihm eine aus der Tradition der marxistischen Linken stammender Vulgarisierung des Anti-Imperialismus fort, der es dabei einst um eine Kritik des Kapitalismus nach dessen liberaler Phase ging, in der nun nicht mehr freies Unternehmertum und zurückhaltende Staatspolitik auf dem Plan standen. Zum anderen finden sich hier die Ansätze der im völkischen Denken präsenten Dichotomie von Natürlichkeit und Künstlichkeit wieder; Amerika ist hier so etwas wie ein Code-Wort für die Moderne, wie es auch etwa der Liberalismus oder die Globalisierung ist. Demgegenüber wird das Bild einer irgendwie harmonischen, organischen Gemeinschaft gesetzt, der deutsche Gegenentwurf.

Der Zusammenhang zum Anti-Imperialismus besteht durch den Versuch einer Aktualisierung der marxischen Kritik der politischen Ökonomie angesichts der Situation um 1900. Der bürgerliche Nationalstaat als eine Art „ideeller Gesamtkapitalist“, d.h. als eine mit dem Gewaltmonopol ausgestattete Agentur zur Wahrung der Voraussetzungen einer kapitalistischen Produktionsweise insgesamt, wurde hier mit veränderten Bedingungen für die Erhaltung eben des Verwertungszusammenhanges konfrontiert. Das bedingte eine aggressive Politik nach Innen und Außen, zur Erschließung sowohl bis dato nicht kapitalistischer Sektoren der Welt, wie auch zur Abwehr der erstarkenden Arbeiterbewegung. Schon durch das 19. Jahrhundert hindurch waren zahlreiche Revolutionsversuche niedergeschlagen worden, zuletzt die Pariser Commune in einem Blutbad unter Arbeitern und Zivilbevölkerung. In Deutschland bestand die Reaktion in einer ambivalenten Politik zur Zerschlagung der politischen Selbstorganisation bei gleichzeitiger sozialer Integration der Arbeiterschaft. Trotzdem entwickelte sich hier eine gut organisierte sozialistische Bewegung, in der führende Theoretikerinnen wie Rosa Luxemburg tätig waren. Diese formulierte in ihrer Imperialismus-Kritik jedoch keine Skandalisierung einzelner Nationen, vielmehr wurde der Imperialismus als strukturelles Phänomen der kapitalistischen Akkumulation begriffen, welche in einzelnen Gesellschaften nicht ständig vollzogen werden kann, ohne um sich zu greifen; die so vollzogene Umwälzung in den Produktionsverhältnissen und -mitteln, wie auch auf der Weltbühne, zwischen Kapital und noch nicht „erschlossenen“ Produktionssphären führte in einer alle Staaten umfassenden Dynamik zu jener kriegerischen Politik der Ausbreitung einiger europäischer Nationen über den ganzen Erdball zur Eroberung von Rohstoffquellen und Absatzmärkten.

„Die imperialistische Politik ist nicht das Werk irgendeines oder einiger Staaten, sie ist das Produkt eines bestimmten Reifegrads in der Weltentwicklung des Kapitals, eine von Hause aus internationale Erscheinung, ein unteilbares

Ganzes, das nur in allen seinen Wechselbeziehungen erkennbar ist und dem sich kein einzelner Staat zu entziehen vermag.“ (R. Luxemburg – Juniusbroschüre)

Damit einhergehend war auch eine zunehmende Monopolisierung im inneren, mit der Herausbildung großer Unternehmen und Banken, die für die Bündelung entsprechender Kapitalbeträge notwendig sind – diese Entwicklung wurde unter anderem mit den Stichworten Monopolkapitalismus und Finanzkapital gefasst.

Anfang der 20er Jahre wurde so von Lenin die Notwendigkeit von Bündnissen der kommunistischen Bewegungen mit Befreiungsbewegungen proklamiert, weil diese prinzipiell anti-imperialistisch wären; dabei wurde kein Augenmerk auf deren inhaltliche Ausrichtung auf gemeinsame Ziele gelegt, sondern Förderung der nationalistischen Agitation als eben einer anti-kolonialen war Zweck für sich. Etwa die Kommunistischen Partei in Palästina schürte dabei ebenfalls den arabischen Nationalismus, den man nutzen und später wieder entschärfen wollte, dem aber in Pogromen dann z.T. auch die (antizionistischen) KP-Mitglieder selbst zum Opfer fielen [5].

Die Kritik der Herrschaft des Finanzkapitals, das später zunehmend in den USA verortet wurde, wo eben auch wesentliche Teile ansässig waren und sind, zusammen mit der nach dem zweiten Weltkrieg sich herausgebildeten Rolle der USA als Hegemonialmacht der „westlichen Welt“ bedingte die Formel „Imperialismus = USA“. Unter Einfluss der Sowjetunion verflachte sich die Kritik am Kapitalverhältnis so zum politischen Taktieren um nationale Befreiungsbewegungen in Opposition zu jener westlichen Kontrolle, bis hin zu dem Punkt, an dem jede noch so reaktionäre Bestrebung, sich dem US-Einfluss zu entziehen als irgendwie notwendigerweise fortschrittliche Emanzipationsbestrebung galt. Mit der Projektion der Verantwortung für das globale kapitalistische Elend auf die USA nationalisierte sich folglich die „linke Kritik“. Schon in der DDR wurde die BRD in den Fünffzigern so als „von den Gnaden des Dollar-Imperialismus abhängiger westdeutscher Marionetten-„Staat““ mit „sogenannter Verfassung“ bezeichnet [6]. Noch heute bedienen sich etwa Verschwörungstheoretiker und „Systemkritiker“ gerne dieses Vokabulars und wettern gegen den „Knüppel der FED“.

So bedingt sich die Anschlussfähigkeit für völkisches Denken. Diesem galt weniger der Kapitalismus als abschaffungswert, als Teile der durch ihn bedingten Symptomatik, vor allem der so fortschreitenden sozialen Desintegration – die Marx im übrigen manchmal vorsichtig, manchmal eher euphorisch begrüßt als Vorbedingung für die Herausbildung einer universal menschlichen Gesellschaft:

„Wenn das Proletariat die Auflösung der bisherigen Weltordnung verkündet, so spricht es nur das Geheimnis seines eigenen Daseins aus, denn es ist die faktische Auflösung dieser Weltordnung. Wenn das Proletariat die Negation des Privateigentums verlangt, so erhebt es nur zum Prinzip der Gesellschaft, was die Gesellschaft zu

seinem Prinzip erhoben hat, was in ihm als negatives Resultat der Gesellschaft schon ohne sein Zutun verkörpert ist.“ (Marx – Kritik der hgl. Rph.)

Dem völkisches Denken hingegen ist Hass auf jenen Kosmopolitismus maßgeblich, auf jenen Internationalismus, der keine Nation und kein Volk sondern nur Menschen kennen will und so ist ihm Amerikanisierung wie bereits erwähnt vor allem Codewort für die unbegriffene Moderne, geboren aus der Verzweiflung an jener „transzendentalen Obdachlosigkeit“ des neuzeitlichen Bürgers. Der autoritäre Reflex auf das pursuit of happiness:

„In diesem Sinn steht Amerika für das emanzipatorische Versprechen von Aufklärung und Moderne (wenngleich selbstverständlich nicht seiner Einlösung): für die Befreiung des Individuums von der Geiselnahme durch ein Kollektiv, für die Diskreditierung des Anspruchs an ein Individuum, seine Interessen und Bedürfnisse denen einer realen oder imaginierten Gemeinschaft regelmäßig unterzuordnen. Der „Amerikanismus“ als Idee widerspricht somit fundamental der abergläubischen Idee eines „Volkes“, wie sie in Deutschland zum Motor der Vernichtung von „Volksschädlingen“ wurde, der Unterwerfung unter und im Zweifel Selbstopferung für ein großes Ganzes, der irrationalen und zwanghaften Bindung an Blut und Boden.“ („Was ist Antiamerikanismus? Anmerkungen zur grassierenden Selbstgerechtigkeit“ - Flugblatt der Gruppe Emanzipation und Frieden)

Zum Teil waren sich Linke und Rechte dabei sehr nahe in Wortwahl und Stoßrichtung. Anders als der Antisemitismus [7] spielte zwar der Antiamerikanismus in der KPD, d.h. vor 1933 noch keine Rolle; umso aggressiver erfolgte jedoch die Abgrenzung von der NSDAP und damit einhergehend die Bezichtigung, dass diese nicht wirklich sozial und auch nicht wirklich nationalistisch wäre – gegen das Volk, damit gegen die Nation und für das Kapital. Und auch die Nationalsozialisten setzten dem die Befreiung von Fremdherrschaft und Banken, vom jüdischen und raffenden Kapital als ein Werk der Befreiung der arbeitenden Bevölkerung entgegen. Sozialer Frieden und eine harmonische Gesellschaft sollte so erreicht werden. In der Parteizeitung der KPD, der Roten Fahne, fanden sich ähnliche Wortwahl und biologistische Zuschreibungen von gesundem Arbeiter gegen kränkliche Kapitalisten und Banker; so sollte schlussendlich die Revolution als Abschütteln einer Fremdherrschaft verstanden werden, eine Befreiung von eben äußerlicher Unterjochung, keine grundlegende Änderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die geprägt sind durch die Verwertung des Werts. Der Schritt, dies alles in einem äußerlichen Feind wie dem Judentum oder den USA zu verorten war so kein weiter mehr. Und in der die zahlreichen konkurrierenden K-Gruppen, zumeist dogmatisch-maoistische Zerfallsprodukte des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes, beerbend Friedensbewegung der 80er kam es dann auch zum breiten Schulterschluss zwischen antiimperialistischen Versatzstücken, einer Kritik an US-Hegemonie und der Forderung nach „nationaler Souveränität“, besonders eben für das vermeintlich gebeutelte Deutsch-

land. Hier gediehen Friedenswünsche, die meist nicht ohne die pauschalisierende Ablehnung jeglicher Gewalt auskamen und -kommen, damit aber letztlich den Unterschied zwischen nationalsozialistischem Vernichtungskrieg und dessen notwendigerweise gewalttätigen Beendigung negieren. „Hier ist nichts ungefährlich, nicht mal die Begeisterung für den Frieden – schon gar nicht, wenn die Friedensbegeisterung eine deutschnationale Erweckungsbewegung katalysiert“ („Ein Volk, ein Reich, ein Frieden – Wolfgang Pohrt)

Offen beispielsweise „den Juden“ die Übel der Welt anzulasten, ist heute, zumindest in weiten Teilen der westlichen Gesellschaften, keine Option mehr – das hierin sich äußernde regressive Bedürfnis, die Welt in einfachen Kategorien verständlich zu machen, sich äußere Feinde zu benennen, an denen dann schlussendlich auch sich abreagiert werden kann, sucht sich damit andere Ausdrucksformen. Von linker Seite ergänzt wird der Antiamerikanismus dabei oft von vorgeblich antirassistischer Besorgnis um die Unterdrückten dieser Welt, gerade auch in seiner poststrukturalistischen Ablösung. Hier kommen die Versatzstücke des Anti-Imperialismus vollends zum völkischen Denken und sorgen sich oft mehr um den Respekt vor ethnischem Kollektiv und vermeintlicher Tradition als ums Wohl des Individuums. Statt eines Kampfes gegen polit-ökonomische Vormachtstellungen geht es hier vielmehr um den Kampf gegen („westliche“) Wahrheitsansprüche, die als solche vermeintlich genauso unterdrückerisch sind. Auch dies letztlich eine Protestation gegen das Elend, die sich, wie es schon Oscar Wilde ausdrückte, vielmehr an diesem Elend labt, als sich dessen Aufhebung zur Aufgabe zu machen. So plustert sich der Antiamerikanismus auf zu einer Kritik der Politik, die keine ist, weil sie selbst dort, wo verursachtes Leid zu recht angeklagt wird, dessen Ursachen unverstanden und ausgespart bleiben. Denn statt einer Aufhebung des Rassismus findet dieser so zuweilen seine Fortsetzung in der Begeisterung für vermeintlich autochthone Völkchen, „nicht-weiße Praxen“ und dergleichen.

Diese Art von wertender Gegenüberstellung von schützenswerter Gemeinschaftlichkeit und zersetzter Gesellschaft ist als deutsche Ideologie zu verstehen [8]; hier wird die Sozialpartnerschaft gegen Hedgefonds ins Rennen geschickt, um dabei die Widersprüche im Kapitalverhältnis nicht grundlegend kritisieren zu müssen. Das macht die Parteinahme für die vom globalen Kapitalismus gebeutelten stets verdächtig, ist sie doch zugleich begleitet von selektiver Wahrnehmung und pathischer Projektion. So ist es kein Wunder, dass es mit den Demonstrationen gegen den Irak-Krieg zu den größten antiamerikanischen Aufmärschen in der Nachkriegsgeschichte kam. Dass den protestierenden Friedensfreunden dabei kaum bis gar nicht um das Leid der Irakerinnen ging, ist ein offenes Geheimnis. Die Befreiung von einer grausamen Diktatur war somit viel weniger Gegenstand der Diskussion, als die vermuteten „egoistischen“ Interessen der Amerikaner. In der antiimperialistischen Linken war man sich nicht einmal

zu schade, Geld für den irakischen Widerstand zu sammeln, das, wenn es je eine Rolle gespielt hätte, bis heute wohl längst seinen langen Weg in den IS gefunden hätte.

Die Gleichen, die sonst keine Probleme damit haben, sich in ihren Forderungen nach einem starken Staat – gegen die „übermächtigen Interessen der Wirtschaft“ und neuerdings auch gegen die als irgendwie doch volksschädigend erkannten letzten Dorftrottel der Reaktion, die von NPD bis zu den freien Kameradschaften den Ruf des modernen Deutschland immer noch nicht vernommen haben – sich anzubiedern an Macht und Herrschaft, die gleichen werden zu spontanen Anarchisten und Menschenfreunden, wenn es statt gegen den deutschen Staat und die an den Außengrenzen Europas dem Tode überlassenen Flüchtlingen nun gegen „US-Besatzung“ und den gierig-zudringlichen Griff des Finanzkapitals geht. Mit solcher Kritik aber, die das sprichwörtliche Körnchen Wahrheit immer enthalten muss, um die volle Lüge zu sein, mit solcher Kritik ist niemandem geholfen – im Gegenteil.

Das gilt auch etwa für eine Kritik an NSA & Co: Weniger steht hierin die stets gegebene Bedrohung des einzelnen durch den staatlichen Souverän im Fokus, der im Zweifelsfall das ihm unterworfenen Menschenmaterial in Kriegen verheizen oder Gefängnissen verrotten lassen kann, auch nicht die Besorgnis um die Möglichkeiten von politischer Opposition – auch das Recht, Waffen zu tragen, gilt ja als besonderes Merkmal für die Verrohung der USA –, vielmehr wird das gesamte Unbehagen am Elend der Welt wo nicht ausgeblendet und affirmiert, so projiziert auf die vermeintliche „Gegenmacht“. Und so führte Rudolf Augstein, seines Zeichens Träger des Eisernen Kreuzes und FDP Mitglied, nach Ende des zweiten Weltkriegs mit dem im Spiegel obligatorischen Antiamerikanismus das reichlich deutsche Bedürfnis nach einer Kritik an den Kräften, die erst einige Jahre zuvor den Nationalsozialismus niedergerungen hatten, nahtlos fort. Nicht nur die FDP war in diesen Jahren ein Sammelbecken für Ex-Nazis; auch „Rudolf Augstein hatte in den Anfangsjahren des Spiegel zwei bewährten NS-Propagandisten Posten als Ressortleiter verschafft: dem Gestapo-Chef Rudolf Diels und einem engen Mitarbeiter des Leiters der Kriminalpolizei im Dritten Reich, Bernhard Wehner.“ („Augstein um Augstein“ – Lizas Welt). Besagter Augstein, der der USA eine „gewaltsame Niederhaltung nach Stalinschen Ausmaßen“ vorwarf, und konstatierte, dieser „Welt-Sheriff aber schlägt ganze Völker zusammen“. „Man sagt: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm“ (Audio88 & Yassin), und das leider sogar zutreffend im Falle von Jakob Augstein heute [9]. Solcherlei völkisches wie vorkritisches Geschwafel findet allorts seine dankbaren Abnehmer, von der Friedensbewegung bis zum Stammtisch. Zuletzt eben „Endgame“, die sich nicht zu schade sind, den Abkürzungssinn in Entenhausenscher Manier fortzusetzen als „Engagierte Demokraten gegen die Amerikanisierung Europas“ – um sich mit dieser sperrigen Selbstbezeichnung, im Spagat zwischen Beamtensprech und dem Titel eines Hollywood-Blockbusters, offensichtlich ein schmissig klingendes englisches Wort als Namen zu geben. Dass nun von solchen Karikaturen

des politischen Aktivismus keine ernsthafte Gefahr im Sinne einer Verallgemeinerung ihrer Bewegung, des Flächenbrandes zu erwarten ist (außer vielleicht in Ostdeutschland) spricht noch nicht gegen die eben doch breite Existenz derartiger Ressentiment. Und diese dienen im Zweifelsfall doch recht effektiv der völkischen Mobilisierung.

[1] Zwar lassen sich auf „den Yankee“ einiges an Bösartigkeiten projizieren, von bildungsfernem Proletentum bis zu kaltem Egoismus, aber zunächst geht ihm es doch meist um den Souverän, die bedrohliche Weltmacht. So liegen zum einen strukturelle Ähnlichkeit zwischen Antisemitismus und Antiamerikanismus in ihrer Funktionsweise. Es kommt, grob gesprochen, zur Abspaltung von im Subjekt unterdrückten Aggressionen und der Konstitution eines hermetischen Welterklärungsmusters, das die Widersprüche des Kapitalismus hervorbringen soll – und die damit an diesem bekämpft werden sollen. Gleichzeitig finden diese Ressentiments in der historischen Praxis ganz unterschiedliche Adressaten und Bedingungen vor.

[2] Natürlich sind die hier als Kritik und Ressentiment bezeichneten Pole nicht nur zwei auswechselbare Tickets – in der Subjektkonstitution werden bestimmte Präferenzen durch Sozialcharakter etc. mitbedingt. Trotzdem, und soviel zur Dialektik der Kritik als quasi subkulturell vermittelte „Identität“, sucht sich hier zuletzt eben doch die Unzufriedenheit einen Weg, der auch anders hätte aussehen können. Denn über die recht grob als Sozialcharakter bezeichneten Typen liegt eben doch keinesfalls ein unvermittelter Determinismus dessen vor, was diese nun glauben und tun. So wird zwar nicht das originäre Bedürfnis nach Kritik irgendwie verfälscht und auf den Falschen gelenkt, aber doch erst einer Herausbildung desselben überhaupt entgegen gewirkt.

[3] So weit, so verkürzt und unter Aussparung der Explizierung des hierin enthaltenen Sozialpsychologischen, das jenen „Überchuss“ an Grausamkeiten erst erklärlicher macht.

[4] Solche Kritik muss sich oft vorwerfen lassen, anmaßend zu sein, es besser wissen zu wollen, wo doch jedem seine Meinung zustünde. Wie auch bei den selbsternannten Israelkritikerinnen wird sich beleidigt aufgeplustert, sobald das eigene Denken in Frage gestellt wird. Natürlich lässt sich von einem bestimmten philosophischen Standpunkt aus die Nichtigkeit

aller Erkenntnis und mit dieser prinzipiellen Fragwürdigkeit des Wissens überhaupt die Frage konstruieren, wo da nun mein Wissens besser sein sollte als deines. Aber andererseits stehen da auch dann wieder der Versuch, viele hundert Jahre an Denktradition einzuholen, zu aktualisieren, zu kritisieren dem Geschwätz und dem Meinen gegenüber.

[5] Dahingegen betonte auch Lenin schon 1920 „die Notwendigkeit, den Panislamismus und ähnliche Strömungen zu bekämpfen, die die Befreiungsbewegung gegen den europäischen und amerikanischen Imperialismus mit einer Stärkung der Positionen der Khane, der Gutsbesitzer, der Mullahs usw. verknüpfen wollen“ (Ursprünglicher Entwurf der Thesen zur nationalen und kolonialen Frage).

[6] Diese Beispiele sind einem Vortrag von Olaf Kistenmacher entnommen: „Der linke Antiamerikanismus“.

[7] Siehe etwa: „Klassenkämpfer wider Willen - Die KPD und der Antisemitismus zur Zeit der Weimarer Republik.“ von Olaf Kistenmacher.

[8] Welche, wie Gruber und Lenhard das in ihrem Text „Deutsche Ideologie“: Von Stirner zum Poststrukturalismus es ausdrücken zu verstehen ist „als ein Irrationalismus, der das objektive Telos des Kapitals – die Abschaffung des Individuums als historisch mit der Verallgemeinerung des Warentauschs entstandener Instanz – nicht nur unbewusst ausdrückt, sondern auch bewusst affirmiert.“ Kritik also, die, indem sie die vermeintlich ideologischen Gedanken und trügerischen Glückversprechen denunziert, auch deren utopischen Gehalt vernichten will und sich so als Affirmation entlarvt.

[9] „Die USA demütigen Deutschland“; „In Amerika regiert der politische Irrsinn“ und auch: „Das amerikanische Schicksal ist eine Warnung: Wir müssen unsere politische Kultur schützen, unsere Institutionen, unseren Staat.“

Der Karlshof als Prestigeobjekt

– Ein Beitrag ehemaliger Karlshofbewohner_innen

Fehler des Studierendenwerks- Die Abteilung Wohnen und die Wohnheime

Der „Karlshof“ ist mit seinen rund 950 Mietern das größte und gleichzeitig wohl berüchtigtste Wohnheim in Darmstadt. Mit seinen eng verschachtelten Gebäuden und offenen Wohnräumen ist es nun seit Jahren ein Sammelbecken für Darmstädter Studierende, die entweder günstigen Wohnraum in Darmstadt suchen oder aber Interesse daran haben, in einem großen Umfeld von Studierenden und Gleichaltrigen gemeinsam zu leben und zu studieren. Die Kombination dieser beiden Kriterien beschreibt dabei sicher mehr die Regel als die Ausnahme bezogen auf die Gesamtheit aller Bewohner. Besonders deutlich wird dieses „soziale Netzwerk“ der Bewohner durch die vielzähligen Veranstaltungen, wie z.B. dem alljährlichen Sommerfest oder kleineren Kulturveranstaltungen, die immer wieder von engagierten Studierenden für die Gemeinschaft geplant und ausgetragen werden. So ist es auch zu erklären, dass es keine Seltenheit ist, ehemalige Studierende aus Darmstadt anzutreffen, die positive Erinnerungen an den Karlshof besitzen, auch wenn das Ende ihrer Studienzeit bereits viele Jahre zurückliegt. Wie jeder andere Aspekt des Lebens unterliegt auch der Karlshof dem Lauf der Zeit und ist dabei vor Veränderungen und Wandel nicht gefreit, jedoch zeigt die lange Geschichte der organisierten Veranstaltungen und gesammelten Erlebnisse vieler, dass die soziale Komponente des Zusammenlebens immer schon ein essentieller Bestandteil des Karlshoflebens war; man kann sogar soweit gehen diese als den „Karlshofspirit“ zu bezeichnen.

Genau dieser Zusammenhalt und Austausch unter den Bewohnern hat jedoch in jüngster Vergangenheit begonnen abzunehmen. Neben der Abnahme von der Ausrichtung von Veranstaltungen in den Gemeinschaftsräumen zeigt sich diese Abnahme vor allem im Rückgang der Kommunikation der Mieter untereinander. Wo es vor fünf Jahren noch regulär war, dass Kontakt über die Wohnungsgrenzen hinaus gepflegt wurde und sogar ganze Stockwerke wie große Wohngemeinschaften über den gemeinsamen Laubengang miteinander lebten, liegt heute hauptsächlich die Situation vor, dass Bewohner nicht einmal die Namen der Bewohner in der benachbarten WG kennen; ja sogar viele Mitbewohner in ein und der selben WG sind sich nicht selten vollständige Fremde. Jedoch ist es unzureichend, die geschilderten Veränderungen der Wohnsituation einzig und allein auf die Veränderung des Studierenden, der möglicherweise aufgrund von Leistungsdruck und Klausurenstress mehr auf sich selbst als auf sein Umfeld konzentriert ist, zu reduzieren. Wesentlich schwerer wiegen hierbei konkrete Veränderungen, die sich im Karlshof – und auch in anderen Darmstädter

Wohnheimen – in den letzten fünf Jahren ergeben haben. Neben der Einschränkung, die gemeinsamen Laubengänge nicht mehr als Wohn- und Begegnungsraum nutzen zu können, oder der Störung und Auflösung bereits kleinerer Zusammenkünfte von Bewohnern durch den eingeführten Security-Dienst, zählt vor allem der Wegfall der Selbstbelegung, also der Auswahl der Mitbewohner durch die WG-Mitglieder, zu diesen Veränderungen. Für diese Veränderungen mag es Ursachen und gute Gründe geben, dennoch spielen sie eine entscheidende Rolle in der genannten Entwicklung des Karlshofs. Alleinige Ursache sind sie jedoch ebenfalls nicht, was auch daraus ersichtlich wird, dass diese Veränderungen bei weitem nicht von allen Bewohnern gleich bewertet werden. Im Gespräch mit den Studierenden zeigt sich, dass ein breites Spektrum an Meinungen zu den einzelnen Punkten existiert und sie sowohl negativ als auch positiv bewertet werden.

Im Gegensatz zu den auseinandergehenden Meinungen bezüglich der vom Studierendenwerk eingeführten Veränderungen ist die Beurteilung der Lebenssituation und dem „Wohlfühlfaktor“ in dem Wohnheim erschreckenderweise fast ausschließlich negativ. Als Grund dafür wird von den Bewohnern fast ausnahmslos der persönliche Umgang des Studierendenwerks mit seinen Mietern genannt. Dazu gehören subjektive Erfahrungen wie z. B. unfreundliche und abweisende Haltungen der Mitarbeiter des Studierendenwerks gegenüber den Bewohnern bei verschiedensten Belangen oder ein ständiger Gesprächston des Befehlens und Drohens. Darüber hinaus entsteht sehr viel Frust bei den Mietern über die derzeit gängige Praxis, sämtliche gemeldeten Mängel und Hausmeisterleistungen wegen angeblicher Selbstverschuldung der meldenden Person finanziell in Rechnung zu stellen. Vor allem in den noch nicht renovierten Wohnblöcken ist diese behauptete Selbstverschuldung in den meisten Fällen absolut nicht nachvollziehbar und unbegründet, da der Zustand der Wohnungen bereits bei Einzug der Mieter nicht einmal mit viel Wohlwollen als „neuwertig“ bezeichnet werden kann. Meldet der betroffene Mieter Einwände bezüglich der ihm in Rechnung gestellten Selbstverschuldungen, so folgt in der Regel unmittelbar die Androhung von rechtlichen Schritten, wodurch der Großteil der Betroffenen abgeschreckt und eingeschüchtert wird und sehr häufig zahlt, obwohl die Rechtsprechung oft auf seiner Seite wäre. Besonders stark fällt diese Einschüchterung meist bei ausländischen Studierenden ins Gewicht, die teils aus mangelnder Sprachsicherheit oder der Notwendigkeit eines festen Mietvertrages wenige Möglichkeiten finden, sich gegen solches Unrecht zu wehren.

Aufgrund von regelmäßigen Vorkommnissen wie diesen ist es nicht weiter verwunderlich, dass der entstandene

Frust und die Abneigung gegenüber dem Studierendenwerk als Vermieter mittlerweile wohl der Punkt der kleinsten Gemeinsamkeit ist und sehr häufig als Hauptgesprächsthema unter den Bewohnern auftritt. Auch für die zuvor genannten Veränderungen in dem sozialen Miteinander der Bewohner liegt wohl hier die Hauptursache, da die Entwicklung eines sozialen Netzwerkes oder die Identifikation des Einzelnen mit seinem Wohnraum durch eine Atmosphäre von Frust und Unwohlsein sehr erschwert, wenn nicht sogar verhindert wird. Viele, die den Karlshof für ein besonders einzigartiges Wohnheim gehalten haben, sind bereits oder werden mit Wehmut ausziehen.

Diese Entwicklung ist für beide Seiten keine positive, denn auch das Studierendenwerk als Vermieter profitiert von zufriedenen Mietern, da diese in der Regel ihr Umfeld schätzen und pflegen, was dem gesetzten Ziel des Studierendenwerks, den Karlshof in allen Belangen aufzuwerten, entgegen kommen würde. Zusätzlich bleibt jedoch

nach 20 Uhr noch jemand im Gemeinschaftsraum der WG unterhält. Kurt liebt Klebezettel und E-Mails und meidet persönliche Konfrontationen. Er hat es mittlerweile geschafft, dass Hugo aus seiner WG ausgezogen ist. Hugo selbst beschreibe ich als verständnisvollen Menschen, der zwar manchmal viele Freunde da hat, aber ansonsten eine Bereicherung für jede WG darstellt. Anna zieht demnächst in diese WG ein. Sie hat große Sorge, wie es werden wird und ist schon auf der Suche nach einem Untermieter und einer neuen WG außerhalb vom Karlshof. Hugo und Anna sind Menschen, die sich Frieden in ihren eigenen vier Wänden wünschen.

Planung Ohne Studierende

Missachtung des BGB bzgl. der Wohnungsübergabe: Der Termin der Zimmer- und Wohnungsübergabe ist im BGB eindeutig geregelt (!): Eine Mietwohnung kann bis zum letzten Tag des Mietvertrages genutzt werden, ansonsten ist eine Übergabe am nächsten Werktag durchzuführen. Siehe hierzu: BGB § 546 und BGB § 193[1]. Das Studierendenwerk versucht immer wieder vor dem letzten Tag im Monat die Abnahme und den Auszug durchzuführen. Im Februar z. B. schon am 27.02 weil der 28.02 ein Samstag ist und auch im März wurden einige Mieter "gebeten" schon am 30.03 aus-zuziehen, obwohl der 31.03 ein Dienstag ist!

Hinterhältige Haltung des Studierendenwerks

Ständige Änderung der Hausordnung ohne Mieterinformation, gleichzeitige Verheimlichung dessen. Mieter die die von ihnen unterschriebene Hausordnung einsehen wollen,

können nur die aktuelle Hausordnung abrufen, und nicht ihre eigene.

Thema Schönheitsreparaturen Mitparagraph § XIII: diese obliegen dem Vermieter. Er wurde damals von der Wohnbeauftragten eingeführt, damit Mieter bloß nicht auf die Idee kommen, die Einrichtung selbst zu reparieren, und sich und dem Studentenwerk damit womöglich schaden. Außerdem waren die Hausmeister auch zugänglicher und sind bei Problemen sofort gekommen. Derzeit sind die Hausmeister zentralisiert. Es gibt eine enorme Wartezeit im Vergleich zu Vorher und zumeist muss man nun auch

auch die brennende Frage, wie es zu solchen Missständen im persönlichen Umgang kommen kann, wenn doch das häufig geäußerte Ziel des Studierendenwerks eigentlich ist, die Studierenden zu unterstützen und ein „sozialer Partner“ für diese zu sein.

Auswirkungen der Abschaffung der Selbstbelegung

Kurt ist relativ neu in der WG, er löst seine Probleme ohne soziale Kommunikation. Wenn es in seiner WG "laut" ist, dann ruft er die Polizei. Zu laut kann es sein, wenn sich



noch ne Rechnung bezahlen. Die Hausmeister müssen sich nach eigenen Aussagen rechtfertigen, wenn sie eine Arbeit NICHT für Mieterverschuldet beurteilen.

Veränderungen werden nicht bekannt gegeben, Mieter nicht informiert. Sie erfahren sie erst, wenn sich niemand mehr dagegen wehren kann.

Studierendenwerk als Überwacher-Security

Die Security war bisher in einem ebenerdigen Raum untergebracht, mit Fenster zum Innenhof vom Karlshof. So konnten die Bewohner den Kontakt zur Security aufrecht erhalten. Aufgrund neuer Pläne des Studierendenwerks wird das Personal der Security in den ersten Stock gelegt, in Richtung der Rückseite vom Karlshof. Dadurch ist es den Bewohnern nicht mehr möglich, die Security zu kontaktieren. Allem Anschein nach scheint es dem Studierendenwerk nicht wichtig zu sein, dass die Bewohner vom Karlshof Kontakt zur Security haben. Die Security ist nur dafür da, auf Wunsch der Polizei bzw. auf Wunsch der Anwohner auszurücken. Der ebenerdige Raum bot zudem eine Schnittstelle zwischen den netten Securities und den Bewohnern vom Karlshof, die nun zerstört wurde.

Zentrum

Das Zentrum ist ein großer Gemeinschaftsraum für Veranstaltungen der Hausbesucher oder für öffentliche Veranstaltungen. Unter anderem war der Karlshof hierfür berühmt. Das Studierendenwerk hat das Zentrum in der Vergangenheit neu angestrichen. Gleichzeitig den Zutritt für externe Besucher untersagt. "Das Zentrum ist für die Bewohner vom Karlshof". Der Theorie nach wären so noch nicht einmal Geburtstagsfeiern möglich. Hiermit fielen alle öffentlichen Veranstaltungen im Karlshof aus. Um noch weiteren Ärger zu vermeiden, wurde die Nachtruhe vom Studierendenwerk mit Hilfe der Security auf 11 Uhr gesetzt. Diese ist dann gezwungen eine Veranstaltung, die zu laut ist (auch ohne Anwohnerbeschwerden) zu beenden. In manchen Fällen ist es möglich, die Veranstaltung, sofern es eine ruhige Party ist, bis 01:00 laufen zu lassen. Danach besagt die dienstliche Anordnung, dass jegliche Veranstaltung beendet wird. Parties, so wie sie Studenten kennen, beginnen allerdings erst um diese

Uhrzeit. Dem Gastgeber ist es möglich unter gewissen Voraussetzungen eine Party mit lauter Musik zu feiern, ohne Anwohnerbeschwerden, wenn gewisse Regeln beachtet werden: Fenster geschlossen halten. Keiner geht aus dem Veranstaltungsraum heraus. Rauchen ist nur im Innenhof vom Karlshof möglich bei leiser Unterhaltung. Allerdings ist das nicht wirklich möglich, da das Studierendenwerk die Lüftungsanlage um Punkt 01:00 ausschaltet und dadurch die Temperatur und Luftfeuchtigkeit stark ansteigt.

Die Raumaufteilung im Zentrum vom Karlshof wurde in den vergangenen Jahren immer weiter eingeschränkt. Anfangs standen Nebenräume zur Verfügung, in denen Bars oder Garderoben sowie Buffets Platz fanden. Diese Nebenräume werden nun vom Studierendenwerk belegt. Der größte Raum steht seit einem Jahr leer, der nächstgelegene Raum fiel den Architekten zum Opfer, die sich dort einmal in der Woche für ein paar Stunden zusammensetzen. In den dritten Raum wurde die Security einquartiert, die vorher Platz im Hausmeisterbüro gefunden hat. So kann die Security die Zentrumsparties sehr gut überwachen. Auch der weitläufige Verbindungsflur, der für oben genanntes ausreichen würde, ist für die Veranstalter ohne Begründung gesperrt. Der letzte Raum ist der HeimSelbst-Verwaltung zur Verfügung gestellt, die seit Studierenden-gedenken in den Räumlichkeiten agiert.

[1] http://www.anwalt.de/rechtstipps/mietrechtstreit-bei-der-wohnunguebergabe-muss-nicht-sein_005072.html

Ausgrenzung des absolut Bösen aus dem Fußball

-von Felix Baumgartner

Am 13. Juni 2009 genehmigte der sächsische Fußballverband den Namenswechsel des SSV Markranstädt. Fortan sollte der Verein Rasenball, kurz RB, Leipzig heißen. Die Gründung wurde auf Initiative der Red Bull GmbH durchgeführt, was sich auch in der Abkürzung RB im Vereinsnamen wieder spiegelt. Ziel von Red Bull war es von Anfang an, den Verein in die Erste Bundesliga zu führen und zu einem deutschen Topclub machen. Dahin sind sie im Jahre 2015 auf einem guten Weg, so rangieren sie momentan auf dem fünften Tabellenplatz der Zweiten Bundesliga und haben noch theoretische Chancen aufzusteigen.

Es handelt sich eigentlich um einen normalen Vorgang im Profisport, gäbe es da nicht die massiven Anfeindungen und Drohungen, die der Verein seit seiner Gründung ausgesetzt ist. Bereits am ersten Spieltag der nordostdeutschen Oberliga in der Gründungssaison 2009/2010 zogen es die Leipziger Spieler nach dem Spiel vor, ungeduscht und nur unter Polizeischutz das Stadion zu verlassen, da sie durch gegnerische Fans von Carl-Zeiss Jena körperlich bedroht wurden. In der aktuellen Saison 2014/2015 besetzten Fans des Karlsruher SC vor einem Ligaspiel das Mannschaftshotel und belagerten den Bus des sächsischen Vereins. Die Anhänger von Erzgebirge Aue gingen sogar noch weiter und entrollten ein Spruchband, auf dem es lautete: „Ein Österreicher ruft und ihr folgt blind, wo das endet, weiß jedes Kind.“ Nicht nur, dass wir es hierbei mit einer Relativierung der NS-Vergangenheit zu tun haben, da der Red-Bull-Vorsitzende Dietrich Mateschitz mit Adolf Hitler gleichgesetzt wird, gleichzeitig findet ein Geschichtsrevisionismus statt, der aussagt, dass der Nationalsozialismus auf ausschließlich eine Person zurück geht, die das deutsche Volk wie ein Virus befallen hat. Nach 1945 dürfte es demnach keine Nazis mehr geben, da nach dem Tod von Hitler die Quelle des Nationalsozialismus versiegt wäre.

Im Sommer 2014 gründete sich die bundesweite Initiative „Nein zu RB!“, die sich von Fangruppierungen einiger Vereine der Zweiten Bundesliga ins Leben gerufen wurde. Das übergreifende Motto „Nein zu RB: Für euch nur Marketing – Für uns Lebenssinn!“ zeigte schon recht präzise die Richtung, die Kritik an RB Leipzig von da an einschlagen würde. Fans des Karlsruher SC bezeichneten die Fans des vermeintlichen Konstrukts als „reine Werbeträger eines Marketingprodukts“ und fragten direkt: „Ist es wert, seine Seele zu verkaufen, nur um attraktiven Fußball zu sehen?“ Man sei gegen den modernen Fußball, der ausschließlich Kommerzialisierung und intensive Vermarktung mit sich bringe. Die Doppelmoral dieser Aussagen wird deutlich, wenn man sich die Vereine zweier Fanszenen anschaut, die Initiatoren der Kampagne sind: So konnte

der VfR Aalen finanziell nur gerettet werden, da ihr Präsident, der nebenbei noch Vorsitzender der Firma ist, die die Namensrechte des Aalener Stadion erworben hat, dem Verein eine Bürgschaft über sechs Millionen Euro ausstellte. Der FC Ingolstadt auf der anderen Seite ist de facto die Werksmannschaft [1] des Autoherstellers AUDI. Die Kommerzialisierung des Fußballs ist also auch ohne RB Leipzig schon im vollen Gange.

Weiter heißt es bei „Nein zu RB!“: „Werte, wie Bodenständigkeit, Aufrichtigkeit, Vereinsloyalität und Tradition, welche wir als Fans in unserem Herzen tragen, tritt dieser Verein mit Füßen.“ In eine ähnliche Kerbe schlägt Philipp Köster Chefredakteur des Fanmagazins 11 Freunde, wenn er sagt, dass man „sehr wohl unterscheiden [könne] zwischen Clubs, in denen Identität durch allzu viel Geschäftemacherei beschädigt wird und Clubs deren Identität die Geschäftemacherei ist.“ Es geht also um das Wesen des richtigen Fußballs und das Wesen des den Fußball zersetzenden absoluten Bösen, zu dem RB Leipzig stilisiert wird. Red Bull als ausländischer Konzern bedroht aus reiner Profitgier den bodenständigen, ehrlichen deutschen Fußball. Die authentische Fankultur fungiert laut ihren Vertretern als letzte Festung gegen die Werte-zersetzenden Einflüsse.

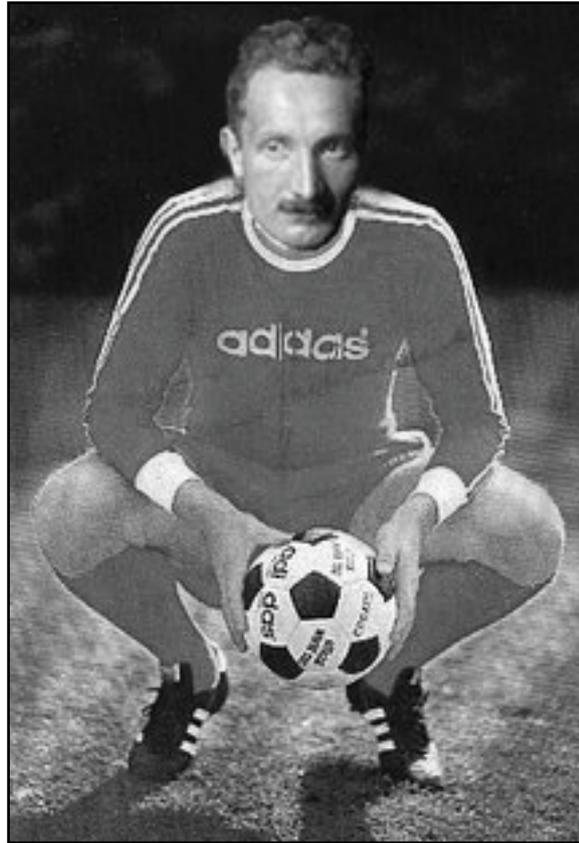
Diese Unterscheidung ist keine unbekannt: Sie stellt den vermeintlichen Widerspruch zwischen dem schaffenden (dem bodenständigen, ehrlichen, traditionellen) Kapital und dem raffenden (geschäftemachenden, zinstreibenden, trickreichen) Kapital dar, den die Nazis schon zwischen den ehrlichen Deutschen und den raffgierigen Juden bemühten. Und genau das ist es, was auch die scheinbar richtigen Fußballfans erreichen möchten. Im modernen Fußball ist das Stadion oder mittlerweile die Arena zu einem Ort geworden, an dem die Triebe nicht mehr unkontrolliert artikuliert werden können und man sich in einem gewissen Rahmen an die gesellschaftliche Sittlichkeit zu halten hat. Zudem entwickeln sich Fußballvereine hin zu Unternehmen, die wie andere Unternehmen eine Ware vermarkten und verkaufen, die Ware Fußball, für die unter anderem eben auch die Tradition den Umsatz steigert. All dies ist den traditionsbewussten Fans zuwider. Ohne allerdings die Entwicklung als eine notwendige zu erkennen, die dem Kapitalismus konstitutiv ist, da er immer wieder neue Felder der Kapitalakkumulation erschließen muss, werden all diese negativen Begleiterscheinungen in den Leipziger Verein projiziert.

Noch deutlicher wird das an einer Aktion der Fans von Union Berlin, die T-Shirts mit dem Aufdruck „Rattenball Leipzig“ und einem entsprechenden Logo als Protest druckten. Das Motto, das auf den Rücken gedruckt wurde, war sodann die Schädlingsbekämpfung. Die Struktur

dahinter ist vergleichsweise trivial, so sollen durch Tiermotive komplexe gesellschaftliche und wirtschaftliche Zusammenhänge vereinfacht und personalisiert werden. Dabei haben eben diese Tiere eine unfassbare Macht und können dadurch die Entwicklungen lenken, während das einfache Volk, die traditionsbewussten Fußballfans, bedroht wird. Hierin ist eine dem Antisemitismus ähnliche Struktur nicht zu übersehen und sie passt auch auf weitere Zuschreibungen dem Verein gegenüber, der wahlweise als Kulissenschieber, als Simulation, als Retorte oder ähnliches bezeichnet wird. All diesen Aussagen ist immanent, dass sie die Sachsen als unehrlich und eben raffend bezeichnen.

Passend dazu auch der Antiamerikanismus, der als Wegbereiter des Antisemitismus bezeichnet werden kann, wenn eben die amerikanische Kultur vermeintlich dabei ist, die bodenständige deutsche Fankultur zu zerstören. So wird in der Kritik häufig auch vor amerikanischen Zuständen in der Bundesliga gewarnt und die Veranstaltungen verstärkt auf den Konsum ausgerichtet wird. Das würde auch erklären, warum ein ähnliches Modell der Übernahme eines Vereins durch eine Firma zu keinerlei Protesten geführt hat: dem Leichtathletik Rasensport, kurz LR, Ahlen. Dieser wurde durch das Kosmetikunternehmen LR unterstützt, das im Gegensatz zu Red Bull aber ein deutsches Familienunternehmen war und dementsprechend wohl von den fußballaffinen Kapitalismuskritikern als bodenständig und ehrlich angesehen wurde.

Die momentane Kritik an RB Leipzig und dem modernen Fußball sollte also in jedem Fall auf ihre Substanz überprüft werden. Man sollte auch nicht vergessen, dass gerade die Kommerzialisierung und Vermarktung des Fußballs, das Stadion zu einem Raum gemacht hat, in dem homophobe oder rassistische Rufe nicht immer unkommentiert bleiben und die gleichzeitig auf das Publikum einen durchaus zivilisierenden Effekt hatte. Es war also keineswegs alles besser früher...



Heidenbauer - In Beckenbauer sah Heidegger das Führerprinzip auf ästhetische Art und Weise verwirklicht. Heidegger schätzte am Fußball vor allem die deutschen Tugenden.

Kommentar zur Aktualität (auch dieser Artikel wurde am Anfang des Jahres verfasst)

Der FIFA/UEFA/DFB-Korruptionsskandal hat den Fokus des Kampfes für den ehrlichen deutschen Fußball etwas vom Verein Rasenball Leipzig weg hin zum

konkreten Staat, den Männern in den Chefsesseln, gelenkt – eine Bestätigung, dass der geneigte Fußballfan doch auf der richtigen Seite der Geschichte steht und das alles anders sein könnte, wenn doch nur das Wesen einiger Funktionäre nicht so zinsorientiert wäre.

Lange Rede, kurzer Sinn: Der Fußball ist immer noch Massenbetrug, der sauber in die Kulturindustrie eingebettet ist. Und da diese nun einmal aus den USA stammt, könnte man auch mit den Fans von Energie Cottbus zu Halloween sprechen: „Der Kürbis muss weg – deutsche Kultur erhalten.“ Somit wäre der richtige Fußball erreicht oder?

[1] Werksmannschaft bedeutet, dass ein Unternehmen Einfluss auf die Belange eines Vereins hat, da es Stimmanteile in der Mitgliederversammlung auf sich vereint.
<http://www.nein-zu-rb.de/>

TUCaN frisst Studierende

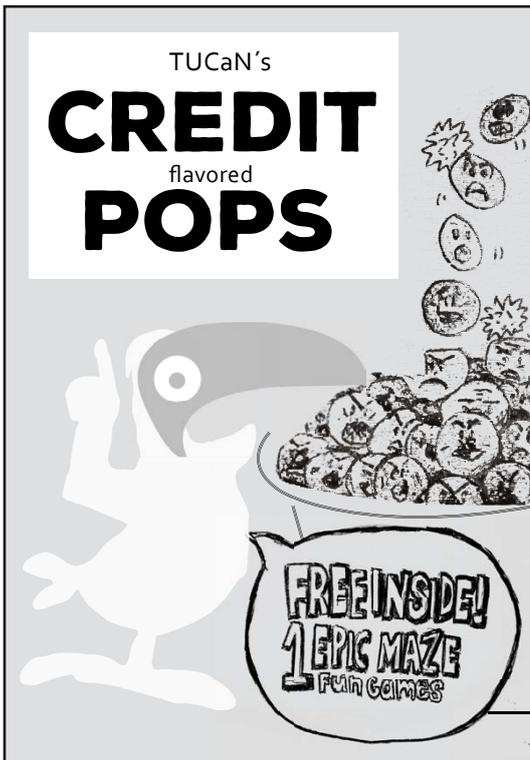
-von einer Gruppe wütender Studierender

Wer hätte gedacht, dass sich hinter diesem unschuldigen Namen „TUCaN“, der an die tropischen, lustig aussehenden Tukane erinnert, in Wahrheit eine so monströse, widerliche Kreatur verbirgt, die tagtäglich nichtsahnende Studierende verschluckt und geradezu eifersüchtig auf ihren Opfern herumhackt, bis sie ihre Eigenständigkeit aufgeben und ihnen nichts anderes übrig bleibt, als die erbärmliche Resignation und die damit verbundene Unterwerfung: „Ja, so ist nun einmal die Uni, dagegen kann man nichts machen. Am Besten man hält sich an das, was die Uni so vorgibt, dann holt man sich keine Probleme ein“. Aber selbst der gutmütigste und unkomplizierteste Studi, der eben halt das macht, was Vorschrift ist, und eben so weit denkt, wie die Strategieabteilung der Verwaltung ihn modelliert hat, wird vor TUCaN irgendwann erfasst werden und in eine dieser tausenden Verwaltungslücken fallen, die tagtäglich ex nihilo entstehen, ohne dass ein Ende in Sicht wäre. Die Palette der Verwaltungsschikanen ist unendlich lang und beginnt meistens sehr offensichtlich und zunächst harmlos bei irgendwelchen Prüfungsanmeldungen und Prüfungskonventionen, wie zum Beispiel, dass man bei der Prüfung unbedingt einen Lichtbildausweis vorzeigen muss, reicht aber dann noch sehr viel weiter ins Strukturelle, das gera-

dezu niemand zu durchschauen vermag, weil diese Strukturen sich ständig abändern, gerade, wenn TUCaN oder andere Sachverhalte, wie Prüfungsordnungen, die damit unmittelbar zusammenhängen, aus irgendwelchen Gründen „verbessert“ werden sollen. Aber wer glaubt schon an Verbesserung? Denn es ist klar, dass die Verwaltung zumeist ihre selbst erzeugten Probleme, das heißt, ihre eigene Überflüssigkeit, verwaltet, und dies zumeist unter sehr fragwürdigen Maßstäben, die in den seltensten Fällen mit einer Steigerung der Qualität des Studiums verbunden sind, sondern vermutlich lediglich der Außenfassade der TU Darmstadt dienen. Die Folge davon ist, wie weit bekannt, ein recht inhaltsloses Studium, ein sich Abarbeiten an Formalien, Verlust von Autonomie und Selbstständigkeit auf Seiten der Studierenden und die damit verbundene Lustlosigkeit am Studieren überhaupt – eine reine Disziplinierung, ohne Sinn und Inhalt. Hören wir, was einzelne Studierende dazu sagen:

„Ich habe die Prüfung X bei TUCaN nicht gefunden. Das hing vermutlich damit zusammen, dass ich in der alten Prüfungsordnung von 2007 geblieben bin und nun alles umgestellt wurde. Ich habe dann direkt dem Sekretariat eine Email geschrieben, aber nie kam etwas zurück. Zuerst habe ich eine Woche gewartet, als immer noch keine Email kam, bin ich dann persönlich zum Studiensekretariat gegangen. Kaum angekommen, musste ich feststellen, dass die Warteschlange unendlich lang war, so lang, dass es schon so ziemlich aussichtslos war, überhaupt dran zu kommen. Deswegen bin ich wieder nach Hause gegangen, um am nächsten Tag etwas früher zu erscheinen; dort traf ich auf Gesichter, die ich gestern schon gesehen hatte. Als ich dann ins Sekretariat ging und mein Problem vortrug, sagten sie mir, ich soll ihnen eine Email schreiben. Ich sagte, ich hätte bereits eine Email verfasst. Dann wurde mir gesagt, ich solle einen Raum weiter gehen, dort könne man mir weiterhelfen. Ich war genervt. Dann wieder eine Schlange und ich fing an zu bereuen, dass ich in der alten Prüfungsordnung geblieben bin. Als ich dann wieder an die Reihe kam und in den Raum ging von Frau L., da wurde ich so angesprochen, als sei ich derjenige, dem die Schuld zukommt. Mir war das unangenehm, aber so war halt der Tonfall, total unfreundlich! Die Frau L. hat mir dann gesagt, dass ich zum Herrn K. gehen solle, denn er hätte die ganze Sache mit meiner Vertiefung geplant. Von ihm bekam ich allerdings nur eine Emailadresse. Als ich zu Hause war habe ich ihm direkt geschrieben, aber es dauerte wieder, bis ich eine Antwort bekam. Ich musste ihm schon wieder erklären, was mein Problem war und er fragte mich, ob ich schon beim Studiensekretariat gewesen war. So langsam wurde ich echt wütend, man wird hier ja herumgeschickt wie der letzte Trottel! Dann erfuhr ich von ihm, dass es noch keine alternative Veranstaltung gebe; ich müsse etwas Anderes machen. Ich hätte freie Wahl für das Modul, allerdings muss das von der Prüfungskommission genehmigt werden! Und was genehmigt die Prüfungskommission?!“

„Ich studiere Philosophie und Soziologie im Bachelor im zweiten Semester und muss sagen, dass mir nach und nach der Spaß am Studium vergangen ist. Ich habe immer mehr den Eindruck, dass es gar nicht um Inhalte geht, ich soll mich gar nicht weiter bilden, sondern vielmehr lernen, die Fristen einzuhalten. Ich erinnere mich noch, wie



Fachprüfung 1. Termin
 Fachprüfung 2. Termin
 Fachprüfung 1. Termin
 Fachprüfung 3. Termin
 Fachprüfung 2. Termin
 Fachprüfung 2. Termin
 Fachprüfung 1. Termin
 Fachprüfung 3. Termin
 Fachprüfung Wiederholung 2. Termin
 Fachprüfung 1. Termin
 Fachprüfung 1. Termin
 Fachprüfung 2. Termin
 Fachprüfung 1. Termin
 Fachprüfung 1. Termin
 Fachprüfung (Anerkennung) 2. Termin

ich total lange an einer Hausarbeit gearbeitet habe, ein Thema, das mich echt interessierte. Das Thema war Autonomie und ich hatte sehr selbstständig daran gearbeitet. Ich war stundenlang in der ULB und habe Bücher zu diesem Thema gelesen und konnte gar nicht aufhören. Meine Hausarbeit habe ich frühzeitig begonnen und eigentlich hätte ich schon früher als sonst abgeben können. Aber kurz vor der Abgabe kam mir eine geniale Idee, ich wollte etwas ausprobieren, weil ich dachte, dass dies die Qualität meiner Arbeit steigern würde. Allerdings habe ich die Abgabefrist dann versäumt. Ich versuchte meinem Dozenten dann klar zu machen, dass ich sehr viel gelernt hatte und mir sehr viel Mühe mit der Hausarbeit gegeben hatte. Aber das war ihm egal, er interessierte sich lediglich für die Formalien. Ich bekam dann deshalb zwei Notenstufen Abzüge.“

„Ich bin mir absolut sicher, dass ich mich zur Prüfung angemeldet habe. Ich hatte bisher noch nie ein Problem mit TUCaN gehabt. Auf jeden Fall habe ich dann für die Prüfung sehr viel gelernt und habe wahrscheinlich auch bestanden, aber es hieß dann immer, ich sei bei TUCaN nicht richtig angemeldet gewesen. Der Übungsleiter meinte zu mir, da könne man nichts machen. Ich bin dann zum Studienbüro gegangen und auch die meinten, ich hätte mich halt eben richtig anmelden sollen. Ich war richtig sauer und bin dann zur Fachschaft gegangen, aber auch dort bekam ich keine Unterstützung, sondern Vorwürfe. So schwer sei das doch nicht. Jetzt muss ich alles nochmal machen, obwohl ich bestanden hätte.“

So viel Frustration und soviel sinnloses Warten! Wozu? Diese drei Erfahrungsberichte sind für sich genommen noch recht harmlos und man könnte hierzu durchaus sagen: Naja, das gehört halt zum Studium. Nicht alles kann perfekt laufen... – Aber das ist nicht das Problem! Problematisch ist, dass hinter diesen Fällen eine Verwaltungslogik steckt, welche nicht im geringsten auf die Idee eines sinnvollen Studiums abzielt. Problematisch ist, dass hier Verwaltungsprobleme auf einzelne Studis abgewälzt werden, so als sei der einzelne Studierende an seinen Problemen selbst schuld. Und angenommen, es gibt einen rationalen Grund für diesen ganzen Verwaltungsschabernack: dann sind es vor allem Kostenerwägungen, die die Entscheidungen auf der Verwaltungsebene motivieren. Deswegen ist es dann auch völlig egal, was einzelnen Studierenden passiert, wenn bei den Kostenersparnissen Verwaltungslücken entstehen. Ganz nach dem Motto: „Wenn die Entscheidungen auf der Verwaltungsebene Kosten einsparen und dies zu keinen unangenehmen Konsequenzen führt, dann ist dies eine gute Entscheidung. Mag sein, dass diese Entscheidung einzelnen Studierenden sehr viel Leid zufügen werden, aber wen interessiert es? Die werden sich sowieso nicht wehren, besonders dann nicht, wenn es sich dabei um internationale Studierende handelt.“

Wie könnte man so etwas verändern? Dazu ein kurzer Gedankengang:

- 1) Hinter diesen Einzelfällen steckt ein strukturelles Problem.
- 2) Dieses strukturelle Problem ist das Resultat einer fragwürdigen Verwaltungsökonomie.
- 3) Ein Instrument der Verwaltung ist es, rechtlich problematische Regelungen zu verabschieden, um Verwaltungskosten zu reduzieren.
- 4) Dies ergibt nach der Logik der Verwaltungsökonomie nur dann einen Sinn, wenn die durch Klagen/Rechtsweg einzelner Studis entstehenden Kosten/Aufwendungen kleiner sind, als die ursprünglich durch die potentiell rechtswidrigen Regelung eingesparten Kosten. !
- 5) **Wer glaubhaft vermittelt, den Rechtsweg bestreiten zu können, bekommt daher schnell und unproblematisch eine Sonderlösung.**
- 6) Denn oberstes Ziel der Verwaltung ist es, alle Fälle als Einzelfälle zu behandeln, mit der Erwartung, dass die Einzelfälle ihr Unrecht akzeptieren.
- 7) Größte Gefahr für die Rechnung der Verwaltung ist die juristisch festgestellte Unrechtmäßigkeit einer Regelung mit Folgen für alle „Einzelfälle“.
- 8) Die unrechtmäßige Regelung muss dann geändert werden, was die ursprünglich erhoffte Einsparung wegfallen lässt und darüber hinaus zusätzliche Kosten verursacht.
- 9) Daraus folgt: Die unrechtmäßige Regelung muss dann geändert werden, was die ursprünglich erhoffte Einsparung wegfallen lässt und darüber hinaus zusätzliche Kosten verursacht.

Jede_r TU-Studierende kann bei rechtlichen Problemen eine kostenlose Erstberatung durch unsere Anwält_innen in Anspruch nehmen. Eine verbindliche Terminvereinbarung über das AstA-Büro ist im Vorfeld erforderlich. Bringe bitte deinen Studierendenausweis mit und Überlege dir schonmal in welchen rechtlichen Bereich dein Thema am ehesten fällt (bspw. Verwaltungsrecht (auch Hochschulrecht), Mietrecht, Strafrecht, Vertragsrecht, usw.

Wenn wir also die Struktur der Universitätsverwaltung derart verändern wollen, dass die Verwaltungsökonomie die Studienangelegenheiten so verwaltet, dass ein sinnvolles, interessantes und bildungsreiches Studium möglich ist, dann müssen wir das strukturelle Fehlverhalten der Verwaltung aufdecken und gemeinsam juristisch vorgehen, sodass möglichst viele Kosten entstehen, wenn Studierende hoffnungslos herum verwaltet werden. Diese Art der Verwaltungsökonomie darf sich niemals lohnen!

Falls ihr ähnliche Erfahrungen in eurem Studienalltag macht oder selbst in einer verwaltungstechnischen Krise steckt, meldet euch unbedingt bei uns auf www.asta-tud.de/verwaltungsstress oder kontaktiert unsere Rechtsberatung.

Ringvorlesung WS 15/16

Kritische Theorie

Grundlegungen und Gegenwart

Der Begriff „Kritische Theorie“ weckt vermutlich nicht nur bei Studierenden der Geistes- und Sozialwissenschaften eine Reihe von Assoziationen. Alternative Bezeichnungen wie „Frankfurter Schule“ und „Freudo-Marxismus“ oder Namen wie Adorno, Horkheimer und Marcuse sind ebenso Teil eines Kanons des Halbwissens, wenn überhaupt je gehört, wie aus dem Zusammenhang gerissene Zitate, die von der Unmöglichkeit eines richtigen Lebens im Falschen oder dem Zusammenhang von Kapitalismus und Faschismus handeln. Aber was ist an der Kritischen Theorie eigentlich „kritisch“ und wie ist es 2015 um ihre Aktualität bestellt? Wer sich mit derlei Fragen ernsthaft beschäftigen möchte, hat leider immer seltener die Gelegenheit, Veranstaltungen zum Thema zu besuchen, da der universitäre Wissenschaftsbetrieb, auf Grund seiner Umstrukturierung zu einer neoliberalen Lernfabrik, immer weniger Raum in seinem offiziellen Programm für solche zulässt. Vor diesem Hintergrund veranstaltet der AStA der TU Darmstadt im laufenden Wintersemester eine Ringvorlesung, die sich mit Grundlagen und Aktualität der Kritischen Theorie auseinandersetzt.

Die Reihe beginnt am 21. Oktober mit Dirk Braunsteins und Nico Bobkas Vortrag „Kritische Theorien – Marx und die Frankfurter Schule“. Die Referenten diskutieren Marx' politische Ökonomie als eine kritische Theorie der Unvernunft gesellschaftlicher Totalität und legen dar, dass sie als solche zentraler Bestandteil der Frankfurter Schule war. Ljiljana Radonić skizziert am 04. November die Funktion der „Psychoanalyse als kritische Theorie der Gesellschaft“ im Denken Adornos, Horkheimers und Marcuses und zeigt die Bedeutung psychoanalytischer Begriffe für Gesellschaftstheorie im Allgemeinen und Antisemitismustheorie im Besonderen auf. Unter dem Titel „Dialektik der Aufklärung: Über die Möglichkeit einer versöhnten Gesellschaft“ rekonstruiert Viet Anh Nguyen Duc am 18. November Adornos und Horkheimers „Dialektik der Aufklärung“ unter besonderer Berück-

sichtigung des Zusammenhangs von Selbstbeherrschung, Naturbeherrschung und sozialer Herrschaft. In seinem Vortrag „Mit den Ohren Denken – Adornos Rezeption von Musik“ arbeitet Martin Niederauer am 02. Dezember den gesellschaftskritischen Gehalt Adornos Philosophie der Musik heraus. Jörg Finkenberger spricht am 16. Dezember über die „Grundlagen einer kritischen Theorie des Staates“ und setzt sich in seinem Vortrag über das Verhältnis von Staat und Kapital bzw. Staat und Recht unter anderem mit Carl Schmitt auseinander. In seinem Vortrag „Bildung als Unterhaltung. Zum Science Slam als Format postmoderner Wissenschaftskommunikation“ zeichnet Magnus Klave am 13. Januar die Veränderungen nach, die der Begriff der Kommunikation seit der Zeit Adornos durchlaufen hat. Kernthese seines Vortrags ist, dass diese Veränderung auch dazu führt, dass sich Denken zunehmend in Spiel, Performance und Unterhaltung verwandeln muss, in dieser Verwandlung jedoch letztlich sein spielerisches Moment, die Freiheit zur Sache und zum Ausdruck einbüßt, die es zum Denken machen. Am 27. Januar diskutiert Andrea Truman unter dem Titel „Die Dialektik der Aufklärung“. Eine Kritik der Geschlechterverhältnisse“, wie sich das Denken der Kritischen Theorie für die feministische Theoriebildung fruchtbar machen ließe und lässt. „Postmoderne Seinslehre – Über die Unmöglichkeit poststrukturalistischer Gesellschaftskritik“ lautet schließlich der Titel des Abschlussvortrags, in dem Alex Gruber am 10. Februar die Rezeption kritischer Theoretiker durch poststrukturalistische Philosophinnen und Philosophen wie Judith Butler, Jacques Derrida oder Michel Foucault kritisiert.

Zu allen kommenden Vorträgen wird, wie in den vergangenen Semestern auch, in den Darmstädter Schlosskeller eingeladen. Wie immer sind Studierende aller Fachrichtungen ebenso willkommen wie Nicht-Studierende. Alle Veranstaltungen beginnen um 18:30, der Eintritt ist frei.

Näheres zu den einzelnen Terminen findet ihr auf [facebook.com/polbiltud](https://www.facebook.com/polbiltud) oder auf www.asta.tu-darmstadt.de unter „Veranstaltungen“.

„Es können auch Fächer sterben“ oder: Ausgrenzung mal anders

-von Natalie Nano

Nicht immer richtet sich Ausgrenzung in erster Linie gegen Menschen. Sie kann auch Studienfächer betreffen.

Die Umstrukturierungspolitik des Präsidiums stellt zwar kein Novum dar, doch um die Problematik des Umgangs mit dem Pädagogik-Institut nicht in Vergessenheit geraten zu lassen und zugleich mit einem elementaren Thema innerhalb unserer Universität – der Lehre - zu verbinden, ist nachfolgend eine Rede vom „Tag der Lehre“ veröffentlicht, die bei der abendlichen „Athene-Preisverleihung 2014“ im November von einer Studentin gehalten wurde.

**Sehr geehrte Familie Giersch,
Sehr geehrte Mitglieder der TU Darmstadt,
Liebe Gäste,**

Ich möchte zunächst meine Freude darüber zum Ausdruck bringen, dass bei dieser Preisverleihung nicht nur das Engagement der Lehrenden, sondern auch das der Studierenden innerhalb der Lehre und alternativer Lernformen gewürdigt und durch den Sonderpreis „Studienprojekte“ ausgezeichnet wird. Wir danken der Familie Giersch insbesondere auch für den Anstoß einer stärkeren Fokussierung der Lehre an der TU Darmstadt durch den Athene Preis, der ein intensiviertes Nachdenken über Lehre initiiert hat. Vielen Dank.

Einsteigen möchte ich gerne mit einer Erinnerung an eine Vorlesung bei Prof. Dr. Euler hier an der TU Darmstadt zu Beginn meines Studiums. Nach der von starken Hierarchien geprägten Schulzeit haben seine Worte mich nachhaltig beeindruckt und mir aufgezeigt, dass es einen gravierenden Unterschied im Lehrverständnis zwischen Schule und Uni geben kann und sollte:

Unter Bezugnahme auf W. Humboldt erklärte Prof. Dr. Euler, dass das Verhältnis zwischen Lehrenden und Studierenden an der Universität ein entscheidend anderes als in der Schule sei:

Zitat: „Der erstere ist nicht für die letzteren, beide sind für die Wissenschaft da“

und ich lernte, dass die etymologische Herkunft des Wortes „Universität“ auf das Lateinische *universitas magistrorum et scholarium*, also die „Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden“ zurückgeht.

Ohne Humboldt an dieser Stelle re-idealisieren oder in allzu „naiver“ Weise für absolute Hierarchielosigkeit plädieren zu wollen, möchte ich jedoch an die Bedeutung eines „Miteinander“ von Studierenden und Lehrenden erinnern und veranschaulichen, dass manchmal ein einziger Satz ein ganzes Studium beeinflussen kann – ganz ohne didaktisches Geschick oder Planbarkeit.

Diese Erinnerung wollte ich teilen, weil sich in ihr bereits ein grundlegendes Problem von Lehre abzeichnet: Die Unbestimmbarkeit der Wirkung von Lehre. Lehrinhalte können noch so konkret sein, treffen jedoch immer auf subjektiven Eigensinn. Lehren entspricht einer komplexen Tätigkeit, die sich nicht durch simplifizierende Kausalitätszusammenhänge erfassen lässt.

Bevor ich mich der aufgrund des heutigen Anlasses der für mich naheliegenden Frage widme, was gute Lehre sein könnte, möchte ich einen übergreifenden gemeinsamen Nenner als Voraussetzung für jegliche Form von Lehre formulieren: es braucht Lehrende und Lernende. Es braucht einen Ort, an dem Lehre stattfinden kann. So banal diese

Feststellung wirken mag, weisen die Sorgen der Studierenden darauf hin, dass selbst diese Grundvoraussetzung für Lehre nicht immer eine Selbstverständlichkeit im Studienalltag darstellt. Das Bangen um einen Platz im zwingend zu belegenden Seminar überschattet von Zeit zu Zeit die inhaltliche Auseinandersetzung mit dem eigenen Fach, auch die Raumsituation ist manchmal weder für die Lehrenden noch für die Lernenden tragbar. Die Bedingung der Möglichkeit für gute Lehre an der TU Darmstadt sollte also zuallererst die Sicherung von grundlegenden personalen und räumlichen Voraussetzungen sein.

Nun zurück zu meiner Frage: „Was ist eigentlich gute Lehre?“

Lehre – wie auch ihre Bedeutung und Beurteilung - ist in ihrer Historizität und Kontingenz zu betrachten und unterliegt gesellschaftlichen Transformationsprozessen: Lehre war gestern Frontalunterricht, heute ist ein eher subjektzentriertes Lehren gefragt. Dieses kommt mit dem Versprechen von einem Zuwachs an Autonomie der Lernenden und flacheren Hierarchien daher, dennoch bliebe zu fragen, inwiefern es sich hierbei möglicherweise um eine Illusion handelt und lediglich eine Verschiebung der Machtwirkungen vollzogen wurde. Genaugenommen lässt sich also das, was gute Lehre sein könnte – wenn überhaupt – nur umreißen, und zwar in einem zeitgeschichtlichen Kontext. Da Lehre sich zudem an Individuen richtet, bleibt ihre Bewertung immer auch von individuellen Kriterien geprägt.

Wenn es also eine Schwierigkeit darstellt, zu bestimmen was gute Lehre ist, ließe sich nach ihrem Ziel fragen:

Worauf zielt gute Lehre? Als Pädagogin bin ich geneigt zu antworten: Auf Bildung.

An dieser Stelle nun bildungsphilosophisch auszuholen lässt der zeitliche Rahmen leider nicht zu, aber in aller Komprimiertheit möchte ich folgende Fragen und Thesen formulieren:

Was ist Bildung? Auch nach einem langen und intensiven Studium bleibe ich Ihnen eine Beantwortung schuldig. Nicht, weil eine Beantwortung nicht möglich wäre, sondern sie wäre immer unzureichend. Denn der Begriff der Bildung – wie auch die meisten anderen pädagogischen und philosophischen Begriffe sind Gegenstand permanenter Reflexion und keine Definition kann diesen spannungsreichen Begriffen gerecht werden. Der Begriff der Bildung zeichnet sich durch seine Unzugänglichkeit und Unbestimmbarkeit aus. Bildung lässt sich daher weder messen noch evaluieren.

Parallel zum Bildungsbegriff lässt sich auch der Versuch einer endgültigen Bestimmung guter Lehre als ein Unterfangen deuten, welches aus den eben genannten Gründen der Sache ebenfalls nicht so einfach gerecht werden kann. Dennoch ist ein kontinuierliches Nachdenken darüber und Aushandeln dessen, was gute Lehre sein könnte, stets notwendig.

Die Hochschul-Lehre hat in den letzten Jahren enorm an Aufmerksamkeit hinzugewonnen und ist deutlich stärker in den Fokus hochschulpolitischer Überlegungen gerückt.

Dies ist zum einen sehr erfreulich. Dennoch löste die Einladung, hier heute sprechen zu dürfen, widersprüchliche Gefühle aus: Mein Unbehagen resultiert aus einer Paradoxie.

Einerseits hat die Auseinandersetzung mit guter Lehre heutzutage Hochkonjunktur.

Andererseits wird denen, die sich qua Ausrichtung ihrer Disziplin als Experten_innen für das Lehren und Lernen an unserer Universität bezeichnen ließen, also den Pädagogen und Pädagoginnen im wissenschaftlichen Sinne, zunehmend ihre Bedeutung abgesprochen, obwohl diese sich seit Bestehen ihrer Disziplin u.a. mit Gelingensbedingungen von Lehre beschäftigen. Denn die Frage nach guter Lehre ist zunächst eine genuin pädagogische Fragestellung.

[1] Titel eines Interviews mit Hans Jürgen Prömel vom 23.07.2007 in der Frankfurter Allgemeinen: <http://www.faz.net/aktuell/rhein-main/region/interview-mit-hans-juergen-proemel-es-koennen-auch-faecher-sterben-1459042.html>

Es ist allzu verständlich, dass Nicht-Pädagog_innen die Spezifik der pädagogischen Wissenschaft nicht kennen, genauso wenig kennen Pädagog_innen sich souverän in anderen Wissenschaften aus. Dennoch scheint mir die Forderung nach Offenheit gegenüber solcher Spezifika angemessen.

Mein Studiengang, die Allgemeine Pädagogik, widmet sich insbesondere subjekt-, erziehungs- und bildungstheoretischen Fragen in einem gesellschaftlichen Kontext. Sie ist ihrem Inhalt nach abzugrenzen vom Lehramt und von diversen Bindestrichpädagogiken, vielmehr stellt sie eine philosophisch ausgerichtete Reflexionsinstanz dar. In ihrer kritischen Tradition wird die Darmstädter Pädagogik weit über die Grenzen Darmstadts hinaus geschätzt.

In Rahmen der aktuellen Umstrukturierung des Pädagogik-Instituts an der TU Darmstadt wird diese immer notwendig bleibende Reflexionsinstanz – auch der Lehre – umgewidmet. In Zukunft soll die Bildungstheorie der Fachdidaktik oder der Schulpädagogik weichen. Der Wunsch, auf diese Weise das Lehramt zu stärken, wird sich jedoch nicht erfüllen, vielleicht quantitativ, sicher nicht qualitativ.

Es ist paradox, einerseits den „Tag der Lehre“ zu zelebrieren und zugleich an anderer Stelle die wissenschaftspädagogische Auseinandersetzung mit Lern- und Bildungsprozessen sukzessive abbauen zu wollen.

Dieses Dilemma ist keineswegs neu, nein sogar älter als die pädagogische Wissenschaft. Und ich möchte daran erinnern, dass diese einst entstanden ist, weil die Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Reflexion der pädagogischen Praxis – die logischerweise zuerst da war - erkannt wurde. Immanuel Kants Schriften „Zum Streit der Fakultäten“ verweisen bereits darauf, dass die Konflikte der Wissenschaften untereinander bereits eine sehr alte Problem darstellen. Damals setzte Kant sich für die Bedeutung der Philosophie ein und sprach von ihrer Verachtung innerhalb der Universität. Mit Norbert Ricken lässt sich heute von einer Verachtung der Pädagogik sprechen: „Denn wie bei jedem guten Vorurteil sind auch hier Intensität und Haltbarkeit der Abwertung proportional mit der Unkenntnis des Gegenstandes der Verachtung.“

Soll jedoch die Qualität von Lehre steigen, braucht es weiterhin die Allgemeine Pädagogik, die den komplizierten Versuch unternimmt, pädagogische Gelingensbedingungen von Lehre samt einer philosophischen Grundlegung zu analysieren.

Ich möchte jedoch meine Ausführungen keineswegs einfach als Vorwurf verstanden wissen. Mir ist bewusst, dass diese Verwertungslogik eine systematische ist. Nicht nur für unsere Universität. Doch auch innerhalb von systematischen Problemlagen finden sich Fluchtpunkte und Handlungsspielräume, insbesondere an einer autonomen Universität. Ich möchte das Präsidium bitten, die Proteste der Pädagogik-Studierenden für den Erhalt einer Allgemeinen Pädagogik ernst zu nehmen, ihre Spezifik und ihren Mehrwert sowohl für die Universität als auch für die Gesellschaft zu beachten und die dem Präsidium zur Verfügung stehenden Handlungsspielräume zu nutzen, um das - möglicherweise bereits schon Unaufhaltbare - aufzuhalten.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

KONTAKT**Semesterticket, Call a Bike, Radverkehr, etc.:**

mobilitaet@asta.tu-darmstadt.de

Semesterticket-Rückerstattung:

rueckerstattung@asta.tu-armstadt.de

Soziales, BAföG Sprechstunde:

soziales@asta.tu-darmstadt.de

Hochschulpolitik:

hopo@asta.tu-armstadt.de

Webseite:

webmaster@asta.tu-darmstadt.de

Presseanfragen:

presse@asta.tu-darmstadt.de

Ringvorlesungen, Veranstaltungen:

polbil@asta.tu-darmstadt.de

Queer / Diskriminierung:

queer@asta.tu-darmstadt.de

Studieren mit Handicap:

handicap@asta.tu-darmstadt.de

Studieren mit Kind:

studierenmitkind@asta.tu-darmstadt.de

Internationale Studierende:

international@asta.tu-darmstadt.de

Kultur (Kooperationen):

kultur@asta.tu-darmstadt.de

Autonome Tutorien:

tutorium@asta.tu-darmstadt.de

Alles andere:

service@asta.tu-darmstadt.de

Liebe Kommiliton*innen,

Macht mit! Gibt es Kommentare zur Zeitung? Möchtet Ihr ein Feedback geben oder Eure Meinung in einem Leserbrief mitteilen? Habt Ihr eigene Ideen für Artikel und würdet gerne etwas in der nächsten Ausgabe veröffentlichen? Gibt es Bilder oder Zeichnungen, die Ihr gerne mit anderen Studierenden teilen würdet? Möchtet Ihr vielleicht auf eine Veranstaltung hinweisen oder Neuigkeiten teilen? Sendet sie ein!

Meldet Euch unter: **zeitung@asta.tu-darmstadt.de**

Das Titelthema der nächsten Ausgabe wird "Schöner Leben" lauten. Freut Euch auf eine bunte Mischung aus literarischen, politischen, satirischen, kitschigen und ernsten Beiträgen!

Wir freuen uns über Interesse, Anregungen und Kritik.

Eure lesezeichen-Redaktion



IDENTITÄT
IST EIN
PANZER

AStA-Sitzung (öffentlich)

jeden Dienstag
ab 17:00
im Raum S1|03/65

Büro Stadtmitte

Raum S1|03/62
Hochschulstrasse 1
64289 Darmstadt

Öffnungszeiten:

Mo, Mi, Fr: 09:30 – 14 Uhr
Di, Do: 09:30 – 13 Uhr
/ 14 – 17 Uhr

Büro Lichtwiese

Raum L3|01/74
El-Lissitzky-Str. 1
64287 Darmstadt

Öffnungszeiten:

Mo: 9:30 - 13:30 Uhr
Do: 9:30 - 13 Uhr
/ 14 - 17 Uhr

Kontakt

Stadtmitte: 06151 - 1628360
Lichtwiese: 06151 - 1628362

service@asta.tu-darmstadt.de
asta.tu-darmstadt.de

IMPRESSUM

lesezeichen.

Zeitung des Allgemeinen Studierenden
Ausschusses der Technischen Universität Darmstadt

c/o AStA TU Darmstadt
Hochschulstr. 1
64289 Darmstadt

zeitung@asta.tu-darmstadt.de
www.asta.tu-darmstadt.de

Ausgabe: Dezember 2015
Auflage: 1500

Redaktion: Viet-Anh Nguyen Duc, Yannis Illies,
Susanne Pawlewicz und Jan Schäfer.
Layout: Linus Rupp
Zeichnungen: Kate Bailey-Neale

V.i.S.d.P.: Viet-Anh Nguyen Duc

Der AStA der TU Darmstadt ist ein Organ
der Studierendenschaft. Die Studierendenschaft der
TU Darmstadt ist eine Körperschaft des öffentlichen
Rechts. Kommentare spiegeln nicht notwendiger-
weise die Meinung des AStAs wieder.

